



Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2015

Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2015

Berlin 2015

Vorwort

Dürfen die das, einfach schreiben, was sie wollen? Klar: Das sollen sie sogar, die Journalisten. Und sie tun es, und wie!

Viele der für den Theodor-Wolff-Preis 2015 eingereichten Beiträge sind glänzende Dokumente für die einzigartige Vielfalt des Journalismus und damit auch für die Vielfalt der Zeitungslandschaft Deutschland. Diese Reportagen, Essays, Features, Kommentare und Dokumentationen in Print und in Online-Angeboten, in überregionalen und in lokalen Zeitungen sind eindrucksvolle Gegenentwürfe zu selbstalarmierendem Krisengerede, zu »Mainstream«-Verschwörungstheorien und zu tumben Primitivparolen gegen »die« Presse auf manchen Plätzen der Republik.

Deutschland hat als eines der wenigen Länder das Recht auf Meinungs- und Pressefreiheit im Grundgesetz verankert. Das mahnt zum verantwortungsbewussten Umgang der Medien mit diesem Verfassungsgut. Ein wesentlicher Aspekt ist deshalb die Sorgfaltspflicht der Presse. Und das heißt ganz selbstverständlich: Die Medien haben Missstände aufzuspüren, sich um das Schicksal Schwächerer zu kümmern, die vermeintlich Großen zu beobachten und darüber zu berichten. Selbstbewusst und rückgratstabil – das muss der Anspruch an jeden guten Journalisten sein. Für ihn gilt: niemals Kumpaneie, Schulterklopfen, distanzloses Mittendrin. Journalisten müssen häufig aus der Enge banaler Bequemlichkeit ausbrechen und Andersartigem, Neuem, Ungewöhnlichem eine Chance geben. Die ausgezeichneten Beiträge 2015 sind ebenfalls dafür hervorragende Beispiele.

Journalisten sind dabei zuweilen nur Teil der Herde. Besonders im Lokalen gilt jedoch noch mehr als anderswo: Der aufmerksame Leser schützt vor Hochmut und Schlamperei. Das stärkt unsere Glaubwürdigkeit und das Vertrauen in unsere Produkte. Deshalb hat es die Jury gefreut, dass in diesem Jahr endlich wieder mehr Lokalredaktionen den Mut hatten, ihre Texte einzureichen. Und prompt fiel die Auswahl schwer, dauerte die Sitzung der Jury gerade in dieser Kategorie wesentlich länger als sonst. Ein gutes Zeichen!

Der Wechsel, die Veränderungen, die neuen Herausforderungen in unserer Branche sollten unterdessen für die Medienakteure – Verleger wie Journalisten – nicht zu endlosem Krisengerede führen. Selbstmitleid und Panik sind die falschen Berater. Sie verbauen Perspektiven und sie verhindern die Dynamik, die

Inhalt

neue Techniken und Möglichkeiten bieten. Blogs, Wikipedia, Facebook, Twitter: Sie sind Realität, Alltag. Und da kommt der gut ausgebildete Journalist ins Spiel: Er steht für die Qualität, die sich definieren lässt mit Begriffen wie gründliche Recherche, seriöse Quellen, eindrucksvolle Nachhaltigkeit. Am Ende geht es um Akzeptanz und Glaubwürdigkeit, um exzellente Autoren und um couragierte Texte, gedruckt auf Papier oder präsentiert auf der Online-Seite. Aus diesem Blickwinkel ist der Theodor-Wolff-Preis mit seinen herausragenden Werken eine hervorragende Demonstration für gesundes Selbstbewusstsein, das von Kompetenz, Esprit und der Freude am Schreiben geprägt wird – kurzum: ein journalistisches Gesamtkunstwerk, ein jährlicher Ausweis für journalistische Brillanz.

Der Jury hat es Spaß gemacht über die Besten der Zunft zu diskutieren und am Ende eine Entscheidung zu treffen. In den Wochen davor lautete das Motto »Lesen, lesen, lesen«. Dass bei der Qualität der Texte immer wieder der Reichtum an Ideen, die Freude an Überraschungen und die Leidenschaft zur außergewöhnlichen Recherche Hauptrollen spielten, hat die Mitglieder der Jury gefreut. Allen Autorinnen und Autoren, die solche Beiträge eingereicht haben, herzlichen Dank!

Hermann Neusser
Vorsitzender des Kuratoriums

Prof. Bernd Mathieu
Vorsitzender der Jury

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Söseemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Preisträger und ihre Arbeiten</i>	
Tobias Grobckemper	In der Westerfilder Spirale	43
Rudi Kübler und Christine Liebhardt	Die Nacht der 100.000 Bomben	57
Roland Schulz	Die Polizei, dein Freund und Vater	75
Konrad Schuller	Dann nehmen sie Anlauf und werfen	85
Bernd Ulrich	Die Welt ist verrückt – und was machen wir?	93
	Preisgekröntes Lebenswerk »Lachen kann man nicht aufschieben« Bascha Mika über Barbara Sichtermann	107
	Nah dran – die Nominierten	111
	Preisträger 1962 bis 2015	117
	Kuratorium und Jury	146

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen –
Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsde-

batten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopen wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensurieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligsten Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der *Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das *Tageblatt* nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vater-

landsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wollte man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die »Stiftung Die Welt« wäre doch nur ein Anhängsel der *Welt*-Verlags-gesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung.

Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der

erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fidu-

ziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«.

Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der

Strecke blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden.

1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis aus schrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er soll

te für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die gut 40 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzkranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhalbesbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beiträgt; über das

glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier

sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus. Kommen im harten Konkurrenzkampf die nüchterne Information und Erklärung, der detaillierte Hintergrundbericht, der nachdenkliche Leitartikel, die alle dem Bürger ein abgewogenes Urteil erlauben, nicht gelegentlich zu kurz? Theodor Wolff würde dies nicht gefallen.

Um analytische Texte zu pflegen und auszuzeichnen, werden von 2013 an neben den beiden Preisen für Lokaljournalismus zwei Preise für Reportage/Essay/Analyse ausgeschrieben und ein Preis ganz gezielt für Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse. Und noch in einer anderen Art wird dem Umbruch in der Medienwelt Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

(Berlin 2015)

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwachsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten



Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen,

Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

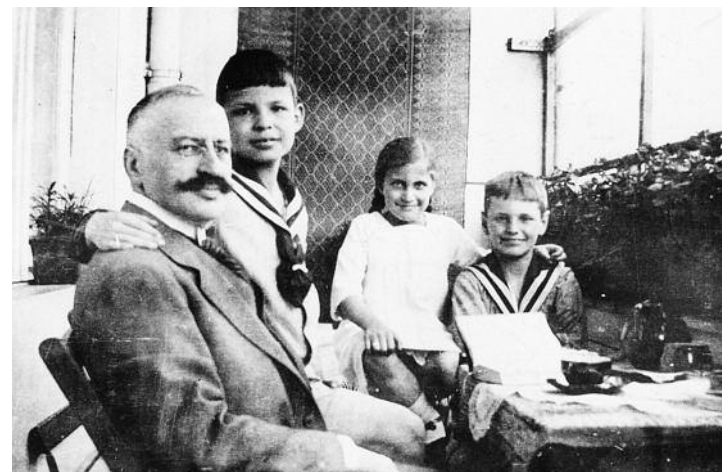
Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernem Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die »Angeklagten« sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: »Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen«, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem »Angeklagten« diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, lieben Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Haupt-

zielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschuf. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusstere zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaikhaften Glaubens wegen ein has-

senswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnellektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«.

Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrerlin-



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

ge wie Salvy und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt

und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein acht-

zehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Pressensenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankdürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark‹.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasie reichs sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteilieben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblässenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-

suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepäne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts-



*Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil*

und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewusste Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte faszungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. »Diktatur des Proletariats« war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der »Führergedanke«, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen »öffentlichen Meinung« mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.

Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: *Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist*, hg. von Bernd Söseemann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söseemann: *Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung*, München 2000. – *Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil*, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – *Die Juden*, hg. von Bernd Söseemann, Königstein 1984. – *Tagebücher 1914-1919*, hg. von Bernd Söseemann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Söseemann: *Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat*, Berlin 2004 – Reinhard Porges: *Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943*, Münster 2010.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – *Die Sünder*, Berlin 1894 (Köln ²1909). – *Niemand weiß es*, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – *Pariser Tagebuch*, München 1908 (²1908; Berlin ³1927). – *Vollendete Tatsachen 1914-1917*, Berlin 1918. – *Das Vorspiel*, München 1924 (Paris 1926). – *Der Krieg des Pontius Pilatus*, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – *Der Marsch durch zwei Jahrzehnte*, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: *Die Wilhelminische Epoche*). – *Die Schwimmerin*, Zürich 1937.

Der Autor

Professor Dr. Bernd Söseemann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« und das »Jahrbuch der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Im Herbst 2000 erschien eine Biografie über Theodor Wolff »Ein Leben mit der Zeitung« im Econ-Verlag. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.

Die Preisträger und ihre Arbeiten

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1973 in Bochum.

Nach einer abgeschlossenen Ausbildung zum Krankenpfleger begann Tobias Großekemper im Jahr 2000 ein Journalistik-Studium an der TU Dortmund. Nach dem Vordiplom absolvierte er ein Volontariat bei den *Ruhr Nachrichten* und arbeitet seit dem Jahr 2003 als Redakteur in verschiedenen Redaktionen des Hauses.

Seit 2009 ist er in der Lokalredaktion Dortmund angestellt, dort war er zunächst als Editor tätig und ist dann, wie er selbst sagt, »zum Glück wieder Reporter geworden«.

Glücklich verheiratet, zwei Kinder, Fliegenfischer.

TOBIAS GROßEKEMPER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »In der Westerfilder Spirale«, erschienen in den Dortmunder *Ruhr Nachrichten* am 29. Mai 2014.

Westerfilde. Der Name des Dortmunder Stadtteils steht für verrotteten Wohnraum, Straßenkriminalität, Aufmärsche von Rechtsradikalen – oder wie Tobias Großekemper schreibt: »Kohle, Stahl und Bier, der alte Dortmunder Dreiklang, wurde hier abgelöst durch Arbeitslosigkeit, Armut und Zorn.« Was ist hier passiert, dass bei der letzten Kommunalwahl 13,5 Prozent rechtsextrem wählten? Tobias Großekemper hat konsequent nachgefragt, den Reporterblick geradeaus gerichtet auf das Ziel, die Ursache. Der Lokalredakteur legt eine Kette von Spekulationsverkäufen frei, die den Stadtteil immer tiefer in die Abwärtsspirale gezogen haben. Dabei lässt er nie die Frage aus den Augen: Was hat diese Entwicklung mit den Menschen gemacht, die dort leben? Mit seiner faktenreichen Reportage zeichnet Tobias Großekemper ein eindringliches Bild von Hilflosigkeit, Wut und einem winzigen Rest Hoffnung. Mit ausdauernder Recherchekraft und gekonnt klarer Sprache setzt er einem schwerkranken Stück Heimat ein Denkmal – absolut preiswürdig.

In der Westerfilder Spirale

Von Tobias Großekemper

Wohin steuert ein Stadtteil, der vor der Zerreißprobe steht?

Im Sommer 2014 ist die Außendarstellung von Dortmund, gelinde gesagt, komplett für die Tonne. Nach den Vorkommnissen in der Wahlnacht am 25. Mai, als eine Gruppe Rechtsradikaler in das Rathaus wollte und sich ihnen rund hundert Personen entgegenstellten, hat sich die bundesweite mediale Aufmerksamkeit einmal mehr negativ auf die Stadt fokussiert. SS-Siggi, ein arbeitsloser Ratsherr, zu dessen Fähigkeiten es gehört, einen halben Liter Pils auf Ex zu trinken und der Filme davon ins Internet stellt, schafft es im Nachgang, das Bild der Stadt entscheidend zu prägen.

Ihm reichten dazu 2.101 Stimmen von 456.717 Wahlberechtigten. Inklusive der NPD-Wähler erhielt die politische Rechte bei insgesamt 202.065 gültigen Stimmen in Dortmund 1,94 Prozent. Das ist letztlich nicht viel. Aber es reichte für einen Einzug in den Rat der Stadt.

Es gibt Gründe für diese Zustimmung. Entwicklungen und Fehlentscheidungen, die teilweise Jahrzehnte alt sind. Sie lassen sich – wie unter einer Lupe gebündelt – im Stadtteil Westerfilde betrachten. Eine Spurensuche in einem Stadtteil am Abgrund.

Familie Hohmann,
Wolke 7,
Westerfilde.

So fing das damals, 1980, hier an. Vielleicht war es nicht das Paradies, aber es war ziemlich nah dran. Sie waren jung, sie hatten ihr erstes Kind, sie standen ein Jahr auf der Warteliste, um diese Wohnung zu bekommen. 480 Mark für 79 Quadratmeter. Dass es für diese Wohnungen mal Wartelisten gab, kann man heute nicht glauben, wenn man davor steht. Westerfilde wurde in aller Gründlichkeit aus dem Paradies vertrieben. Der Stadtteil geriet in eine extrem steile Abwärtsspirale, bundes- und wirtschaftspolitische Weichenstellungen zerrten ihn auf ein totes Gleis. Der Stadtteil ist innerhalb weniger Jahre eines der ganz großen Sorgenkinder in dem an Sorgen nicht gerade armen Dortmund geworden, die *Süddeutsche Zeitung* nannte ihn nach der Kommunalwahl Dortmunds »neue Nazi-Hochburg« und auch Nazis gibt es in Dortmund nicht wenige. Das Westerfilde noch nicht ganz tot ist, liegt auch an Menschen wie Monika Hohmann, die sich einer negativen Entwicklung entgegenstellen wollen, um das

zu bewahren, was sie einst hatten. Und sich dann in der Westerfelder Spirale wiederfanden.

Damals also. Die Viterra, ein Immobilienunternehmen der VEBA, baute Hohmanns Wolke 7. Die Viterra hatte hier viel gebaut, auch die »Neue Heimat« war vor Ort aktiv und in dieser Zeit, als Deutschland in Dortmund nur Westdeutschland war, galten diese Wohnungen als richtig chic. Die »Neue Heimat« war ein deutsches Wohnungsimperium, ein Großkonzern im Besitz des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Von der »Neuen Heimat« ist heute nur noch die »Neue-Heimat-Affäre« in Erinnerung. Dieser Skandal, Vorstandsmitglieder hatten sich persönlich bereichert, hatte Folgen für den Wohnungsmarkt. Nach der Affäre um die Neue Heimat wurde 1989 das Wohngemeinnützigkeitsgesetz gekippt, das bis dahin galt. Viele Wohnungen in Westerfilde unterlagen dieser Wohngemeinnützigkeit.

Der Werkwohnungsbau, Wohnungsgenossenschaften oder etwa kommunale Wohnungseigentümer hatten mit dem Staat einen Deal: Sie verkauften keine Wohnungsbestände, die für mittlere und niedrige Einkommenschichten erbaut worden waren und hielten die Mieten in ihnen bezahlbar. Dafür bekamen die Unternehmen vom Staat handfeste Steuervorteile. Diese Abmachung galt mit der Abschaffung des Wohngemeinnützigkeitsgesetzes ab 1989 nicht mehr. »Einen ganz entscheidenden Schritt für die weitere Entwicklung«, nennt das Dr. Tobias Scholz vom Dortmunder Mieterverein. Auch wenn sich das damals noch nicht zeigte. Der Wegfall der Wohngemeinnützigkeit wird heute meistens mit der »Neuen Heimat« verbunden – was nicht ganz richtig ist, für die meisten Wohnungsbaugesellschaften war der Skandal eine wunderbare Gelegenheit, die ganze Idee der Gemeinnützigkeit zu diskreditieren. Werkwohnungen brauchte etwa die Viterra aufgrund des industriellen Wandels immer weniger, die Renditen aus diesen Objekten waren übersichtlich. Jetzt konnten sie gehandelt und mit ihnen deutlich mehr Geld verdient werden.

Das große Fressen begann sehr verhalten. Die Vorspeisen waren klein, die Mieter merkten nicht, dass ihre Heimstätten auf der Karte standen: Die Verkäufe von größeren Wohnungsbeständen auch in Westerfilde begannen in den 90er-Jahren, private Unternehmen traten auf den Markt und erwarben erste Komplexe. Lediglich ein Vorspiel. Von der damals SPD-geführten Bundesregierung wurde 2004 eine Unternehmenssteuerreform umgesetzt, die unter anderem die

Versteuerung von Gewinnen aus Unternehmensverkäufen abschaffte. Das sollte der Entflechtung der im Ausland kritisierten Deutschland AG dienen und schlug dann ein wie eine Bombe – dummerweise im eigenen Lager. Für den Staat brachen Gewinnsteuereinnahmen zunächst komplett ein, dieser Schaden war sehr schnell offensichtlich.

Für die Bürger in Westerfilde waren die Folgen andere, hier schlug die Bombe quasi mit einem Zeitzünder auf: Mit der Umsetzung der Unternehmenssteuerreform zog der Verkauf von größeren Wohnungsbeständen in Deutschland rasant an. Der deutsche Mietmarkt galt im Ausland als hochattraktiv und die Miethöhen versprochen, »optimierbar« zu sein.

Größte Player auf diesem Markt waren und sind sogenannte Finanzinvestoren. Firmenkonstrukte, die den Renditeerwartungen ihrer Anteilseigner verpflichtet sind.

Familie Hohmann spürte die Druckwelle spät. 2001 war ihr Haus von der Viterra verkauft worden, Käufer war allerdings ein Tochterunternehmen der Viterra, zunächst blieb alles, wie es war: Traten Probleme auf, wussten die Mieter, wo sie anzurufen hatten, damit sich das änderte. Dass die Viterra fast ausschließlich in kosmetische Reparaturen investierte und die Gebäudesubstanz weitgehend ignorierte, war damals noch keine Katastrophe. Lediglich die Aluminiumfenster, die, als sie 1976 eingebaut wurden, bereits nicht mehr dem Stand der damaligen Technik entsprachen, wurden langsam problematisch. Es bildete sich immer mehr Schimmel. Die ersten Mieter, die damals mit den Hohmanns eingezogen waren, zogen aus. Für sie kamen Russlanddeutsche oder Polen in die Wohnblöcke. »Freundliche Leute, aber sie blieben unter sich«, sagt Frau Hohmann.

2006 dann kam die Druckwelle in Form der »Griffin Rhein-Ruhr« bei den Hohmanns an. Das Unternehmen, streng genommen lediglich eine leere Hülle im Besitz eines geschlossenen dänischen Immobilienfonds mit dem Namen Aps2NRW, kaufte 646 Wohnungen in Westerfilde, gut 1.000 weitere in Dortmund und dazu noch 3.300 in NRW.

Der Grundgedanke bei diesem Geschäft war es, mit dem Geld von Kleinanlegern günstige Wohnungen in Deutschland zu erwerben, aus ihnen durch »Optimierung« im Sinne der Anleger Geld zu ziehen und sie dann gewinnbringend weiter zu veräußern. Nicht die Miete bringt bei diesem Modell Geld, sondern die Spekulation.

Ein Griff in die Steuertrickkiste hilft den Fonds dabei, dass die Spekulation funktioniert: Jede Privatperson, die eine Immobilie erwirbt, zahlt eine Grunderwerbssteuer bezogen auf den Kaufpreis. In NRW liegt sie aktuell bei 5 Prozent. Ein Privat Equity Fond wie Aps2NRW zahlt diese Steuer nicht, der Kunstgriff heißt »Share Deal«. Nicht das ganze Immobilienunternehmen, das den jeweiligen Bestand hält, wird erworben, sondern maximal 94,9 Prozent. Man braucht nur noch einen Teilhaber für die weiteren 5,1 Prozent, dann steht Millionengeschäften auf Kosten der Allgemeinheit nichts mehr im Weg.

Was sich Griffin dann aber in den Weg stellte, war die Finanzkrise 2007. Durch sie kam der Finanzinvestor in erhebliche Schwierigkeiten und die grundlegenden Probleme traten hervor: Der Kaufpreis für das Wohnungspaket war bereits bei der Übernahme 2006 zu hoch; jetzt, mit Eintritt der Krise, fand sich kein Abnehmer mehr. Des Weiteren hatte der Fond kaum Erfahrung in der Wohnungsbestandsbewirtschaftung. Das wäre tolerierbar gewesen, wenn Griffin schnell wieder verkauft hätte – doch Griffin war unter den Investoren der letzte vor der Krise, hatte zu spät und zu teuer gekauft.

Griffin bissen die Hunde.

Einfache Standards wie Nebenkostenabrechnungen funktionierten nicht mehr, eingeworfene Fenster wurden wie defekte Fahrstühle nicht repariert und für die Mieter gab es keine verlässlichen Ansprechpartner mehr. Die, die konnten, reagierten mit Flucht. Die Leerstände stiegen teilweise auf über 25 Prozent. In einzelnen Wohnblöcken lag der Leerstand dann irgendwann bei 60 Prozent. Der Stadtteil verlor zunehmend an Kaufkraft, die ersten Einzelhändler schlossen. Rainer Stücker, Geschäftsführer des Mietervereins Dortmund, sagt über die damalige Zeit: »Wir ahnten, dass es Probleme geben wird. Wir wussten aber nicht, wie schlimm.«

Die Wohnungen in Westerfilde verkamen immer mehr. Griffin hatte, als sie 2006 in den NRW-Wohnungsmarkt einstiegen, viel zu wenig Eigenkapital. Auch das wäre ohne Finanzkrise und mit einem zügigen Verkauf letztlich egal gewesen. Jetzt aber mussten sie, um überhaupt finanziell handlungsfähig zu bleiben, dringend von den Leerständen in den Wohnungen runter. Auf Teufel komm rein, einer von den vielen temporär eingesetzten Wohnungsmanagern formulierte damals unter Zeugen, dass hier an jeden vermietet würde, »der nicht mit Haftbefehl gesucht wird«. Frau Hohmann sagt, dass auch das nicht gestimmt habe. Sie gründete einen Mieterbeirat.

Griffin-Wohnungen, die leer standen, wurden kurzfristig aufgehübscht, um überhaupt noch Mieter zu finden. Makler bekamen üppige Provisionen, um die Leerstände zu drücken. Es war ein Kommen und Gehen. Die Gemeinschaft, die einmal bestanden hatte, war in aller Gründlichkeit zerschlagen worden.

Das grüne Umfeld um die Häuser herum verwucherte, heute sind teilweise Straßenschilder überwachsen. Die ehemaligen Spielplätze sind tot, sie erinnern mit ihren Kreisformen an Münder mit kariösen Zahnstumpen und riechen nicht besser. In vielen Ecken zwischen den Häusern liegt Sperrmüll, neben alten Autos, an denen die Nummernschilder fehlen. Der Sperrmüll hat seinen eigenen Kreislauf, er wird gelegentlich abgeholt und ist dann ein, zwei Tage später wieder da. 2012 wurden 30.000 Euro für den Abtransport von Sperrmüll zwischen den Häusern ausgegeben, 2013 50.000 Euro. Ist der Müll weg, bleiben die Ratten, die dort leben und warten auf den nächsten. Den Ratten geht es glänzend.

Anfang des Jahres 2008 wurde Westerfilde zusammen mit dem benachbarten Stadtteil Bodelschwingh zu einem der insgesamt 13 »Aktionsräume Soziale Stadt« ernannt. Aktionsräume sind Gebiete, für die die Stadt Dortmund einen erhöhten Förderbedarf erkannt hat. Eine Fallstudie für die Enquetekommission des Landtags, die sich mit dem Einzug der Finanzinvestoren in den NRW-Mietmarkt beschäftigte, urteilte im Juli 2012: Nach mehr als vierjähriger Umsetzung zeige sich, »dass der Aktionsraum Soziale Stadt aufgrund seiner begrenzten Ressourcen nicht in der Lage ist, substantielle Verbesserungen der Situation im Gebiet zu bewirken«. Es gebe zwar inzwischen eine hohe Sensibilität für die im Stadtteil bestehenden Problemlagen, heißt es weiter. Eine abgestimmte Strategie für die langfristige Entwicklung des Stadtteils und der hierfür notwendigen Maßnahmen gebe es allerdings nicht. Monika Hohmann war zwei Mal bei der Enquete-Kommission des Landes zu Gast, um die Sicht der Dinge für den Mieterbeirat zu schildern. »Um Himmels willen, warum wohnen Sie da noch?«, fragte man da.

Hohmann war auch bei der für Westerfilde zuständigen Bezirksverwaltungsstelle im Nachbarstadtteil Mengede. »Sie reden den Stadtteil schlecht!«, hieß es dort.

Sie schrieb Anfang 2012 einen Brandbrief an den damaligen Dortmunder Ordnungsdezernenten Wilhelm Steitz, um auf die Probleme aufmerksam zu machen. Die Antwort des Grünen lautete sinngemäß: Ein Einschreiten im Stadtteil

sei nicht erforderlich, das Gelände sei in einem sauberen Zustand, Hinweise auf Abfalllagerungen oder abendliche Trinkgelage seien nicht festgestellt worden. Auch aus polizeilicher Sicht sei die Siedlung eher unauffällig.

Ein Großteil der Wohnblöcke, die den Bereich der Westerfilder Straße zunächst nur optisch umzingelt hatten, drücken ihm inzwischen die Luft zum Atmen ab. Der Stadtteil hat Krebs und die Metastasen tauchten an unerwarteten Stellen auf: Verlässt man den Kernbereich von Westerfilde, steht man schnell in Straßen, in denen Einfamilienhäuser stehen. Erbaut nach dem Krieg und inzwischen von der Folgegeneration erworben und aufgemöbelt. Einer dieser Eigenheimer, er will seinen Namen nicht lesen, kaufte hier 2005. Sein Haus ist von oben bis unten komplett renoviert. Dazu 900 Quadratmeter Garten. Der Mann schätzt, dass er unter normalen Dortmunder Umständen rund 320.000 Euro bekommen würde, wenn er verkaufen würde. Umgerechnet in Westerfilder Umstände seien für dieses Haus an diesem Standort vielleicht 220.000 Euro Erlösbar.

Es gibt viele Eigenheimer hier. In vielen kleinen Straßen.

Westerfilde ist kein Spannungsfeld ausschließlich zwischen Mietern und Vermietern in einem begrenzten Areal mehr. Inzwischen sind alle betroffen.

Wenn man sich auf den Straßen umhört, nachfragt, dann kommt man schnell auf »die«. Die Rumänen und die Bulgaren. Die Libanesen. Die, die kamen, als der Wohnraum verramscht worden war. In der Tat ist Dortmund von der Armutsmigration aus Südosteuropa betroffen. 2007 wurden Bulgarien und Rumänien Mitglieder der Europäischen Union.

Die Zahl der Rumänen und Bulgaren stieg bereits im Jahr 2007 auf 1.600, der damals noch größte Straßenstrich in der Region war eine Existenzmöglichkeit für Menschen, die in ihrer Heimat de facto nichts und vor allen Dingen keine Zukunft hatten. 2008 lief die Wanderbewegung auf Hochtouren. Aus 1.600 Menschen wurden 2.500, Stand September 2012 waren es 3.200, heute geht man von über 6.500 Menschen aus, die alleine in Dortmund leben.

In Westerfilde verlangte Griffin in seiner Endphase deutlich unter vier Euro für den Quadratmeter.

Die ersten Roma sah Frau Hohmann im Sommer vor drei Jahren, eine Großfamilie zog aus der Nordstadt hierher, ihren Umzug machten diese Menschen mit der Straßenbahn. Inzwischen wohnten hier, sagt Frau Hohmann, ganze Clans, ihre Kinder würden nicht in die Schule gehen, der Lebensunterhalt wür-

de aus Schrottsammeln und Kleidercontainer-Plündern bestehen. »Alle wissen das«, sagt Frau Hohmann, »aber keiner greift tatsächlich einmal ein.«

Es ist wirklich so, alle, mit denen man spricht, sagen Ähnliches. Sprechen von verwahten Kindern. Von Geschrei und Gezeter in den Abend- und Nachtstunden. Von Erpressungsversuchen, bei denen Kinder von Rentnern für die Benutzung des Bürgersteigs Geld verlangten.

Vom Kindergeld würden »die« leben, Hartz-IV bekämen sie auch. Es scheint, wenn man auf den Straßen zuhört, ein rechtsfreier Raum zu sein, der da in Westerfilde mit dem Zuzug von Bulgaren und Rumänen entstanden ist.

Gemeldet waren in Westerfilde, Stand Dezember 2013, 13 Bulgaren und 7 Rumänen.

Vielleicht resultiert der Widerspruch zwischen Zahlen und gefühlter Wirklichkeit einfach aus zwei Dingen: Einerseits kann es eine Differenz zwischen Meldedaten und Realität geben. Andererseits die sozialen Verhältnisse im Stadtteil: Knappe 20 Prozent der Menschen in Westerfilde sind arbeitslos, sieben Prozent mehr als in ganz Dortmund. Die Menschen hier haben in den letzten 15 Jahren immer nur verloren, erst die Arbeitsplätze, dann die Nachbarn, dann irgendwann den Stolz. Kohle, Stahl und Bier, der alte Dortmunder Dreiklang, wurde hier abgelöst durch Arbeitslosigkeit, Armut und Zorn.

Zorn auf die da oben, in Stadtspitze und Verwaltung, die sich, so wird es hier wahrgenommen, nicht kümmern.

Und Zorn auf die da unten, die noch ärmer sind und jeden Tag, wenn man sie sieht, zeigen, dass der Weg nach unten noch weiter gehen kann und viele Facetten hat.

Die ersten, die begriffen, dass man aus der tatsächlich bestehenden Verwahtung politisches Kapital schlagen konnte, waren in Dortmund die Rechtsradikalen. Ein Versagen, das sich neben der Lokalpolitik auch die Öffentlichkeit an ihr Revers heften darf. Denn die Zeichen für den Niedergang Westerfildes, maßgeblich befeuert durch die Klammer der Finanzinvestoren, waren deutlich zu sehen. Für die, die ihn sehen wollte.

Die passenden Zahlen liegen seit Langem vor. Es gibt zwei städtische Quartiersanalysen über Westerfilde, die Ergebnisse lesen sich miserabel. Hoher Migrantenanteil, hohe Arbeitslosenquote, ein »anhaltender Abwärtstrend« für zwei größere Gebäudebestände in Westerfilde. Die vielleicht größte Katastrophe aber

beschreibt die Analyse in 26 nüchternen Worten: »Westerfilde als Meldeadresse ist für Schulabgänger ein Hindernis bei Bewerbungen. Aufgrund des schlechten Außenimages finden laut Experten Bewerbungen von Westerfilder Schülern kaum bis gar keine Berücksichtigung.«

Griffin musste schließlich seine Wohnungsbestände im Mai 2013 auf Druck der Banken verkaufen, die Dänen konnten ihre Kredite nicht mehr bedienen. Der Wert des Wohnungspaketes wurde laut Geschäftsbericht von Griffin mit 134,5 Millionen Euro ausgewiesen, die ausstehenden Kredite beliefen sich auf 180,6 Millionen Euro. Käufer war erneut ein Finanzinvestor: Corestate Capital Partners. Auch hier wurde das Geschäft als Share-Deal gemacht.

Wie viele Aufmärsche von Rechtsradikalen, ob groß oder klein, mittlerweile durch Westerfilde gezogen sind, weiß Hohmann nicht mehr. Vor zwei Jahren begann das, sagt sie, die letzte Demo war die größte. Wenn die Rechten aufziehen, erkennt sie immer mehr Nachbarn in ihren Reihen. Es gab aber nicht nur Demonstrationen. Ende Februar 2014 fand ein sogenanntes Sicherheitsgespräch mit Anwohnern über die allgemeine Situation in Westerfilde statt. Das Gespräch mit Vertretern der Stadt und der Polizei wurde in einem Raum der Arbeiterwohlfahrt geführt. Es kamen auch sechs, sieben jüngere Männer vorbei. »Erst haben wir uns gewundert, so viele junge Leute hier, die man gar nicht einordnen kann«, sagt Frau Hohmann. Einer von ihnen habe sich als Dennis Giemsch vorgestellt, er und seine Begleiter würden den Bewohnern gerne helfen, es könne ja nicht sein, dass Westerfilde immer mehr vermülle, so etwas könne man als Deutscher nicht dulden. Es war die Rede von einer Bürgerwehr, die sich selber kümmern sollte. Giemsch fand Zustimmung unter vielen, die da waren. Er würde, sagte er dann noch, in Westerfilde aktuell ein Büro suchen. Wenn er das habe, sei auch mehr Polizei vor Ort.

Es könnte sein, dass Giemsch damit nicht falsch liegt. Er war Führungskader des mittlerweile verbotenen rechtsradikalen Nationalen Widerstands Dortmund. Nachdem diese »Kameradschaft« 2012 verboten worden war, suchten dessen Mitglieder Schutz bei der Partei »Die Rechte«. Giemsch ist Landesvorsitzender der Rechten in NRW, auf der Liste bei der Kommunalwahl stand er auf Platz zwei. Inzwischen ist er als Nachfolger von Siegfried Borchardt alias SS-Siggi in den Rat der Stadt nachgerückt. Nicht wenige halten Giemsch für die intellektuelle Spitze der Dortmunder Rechten.

Sie bieten einfache Lösungen für komplexe Problemlagen an. »Das Problem dabei ist, dass komplexe Problemlagen auch komplexe Problemlösungen erfordern.« Sagt Dortmunds Sozialdezernentin Birgit Zoerner.

Im Januar 2014 etablierte Corestate Capital Partners einen Sicherheitsdienst, der die Lage vor Ort beruhigen und sich unter anderem um Streitigkeiten unter den Bewohnern kümmern soll. Laut Anwohnern hätten sich die Sicherheitsleute nur zu viert und in der Regel mit Hund an ihre Arbeit gemacht. Zu der Zeit weigerten sich bereits Zeitungsboten, die ein Anzeigenblatt austrugen, in die Wohnwürfel zu gehen. Inzwischen werden die Zeitungen nach Beschwerden wieder zugestellt – der Sicherheitsdienst ist aktuell wieder eingestellt worden. Und der einzige Vollversorger vor Ort, ein Rewe-Supermarkt, ist seit Ostern dieses Jahres geschlossen.

Wie sich die Spirale in Westerfilde weiterentwickelt? Schwer zu sagen, viel hängt von Corestate ab. Schlechter als unter Griffin sei es nicht geworden, sagen Anwohner – aber das ist auch immer eine Frage des Blickwinkels. Wie viel schlechter kann schlecht noch werden? Corestate hat sich, so heißt es, den Ruf erworben, sogenannte gekippte Wohnungsbestände drehen zu können, um sie dann wieder weiterzuverkaufen. Die Frage ist, wie viel Geld das Unternehmen mit Sitz in der Schweiz für ein temporäres Engagement in die Hand nehmen will.

Auf Anfrage heißt es von Corestate, dass diese Frage einerseits von der individuellen Substanz der Wohnungsbestände und andererseits von externen Faktoren abhängt. Eine Summe könne nicht beziffert werden. Ein wenig konkreter wird das Unternehmen bei der Frage, wie lange sie in Westerfilde Besitzer bleiben wollen: Üblicherweise würde ein Zeithorizont zwischen zwei und fünf Jahren anvisiert.

Unklar ist im Moment auch, wie sich die Stadt Dortmund verhält. Im Herbst 2014 soll der Rat der Stadt ein »Integriertes Handlungskonzept« verabschieden, um so Fördergelder für den Stadtbau beantragen zu können. Es geht um 11,4 Millionen Euro in zehn Jahren, gefördert werden sollen unter anderem ein Familientreff, die Neugestaltung des Marktplatzes oder etwa Quartiershausmeister.

Das Problem des Stadtteils ist inzwischen im Rathaus angekommen: Es gab die beiden kleinräumigen Quartiersanalysen, es gab 2013 und 2014 zwei Bürgerdialoge vor Ort, Workshops, und eben das »Integrierte Handlungskonzept«.

Das unterstützt eher soziologische Hebel, setzt auf neu zu weckenden Gemeinsinn vor Ort und auf die Mitarbeit von Finanzinvestoren. Doch neben den begleitenden soziologischen Möglichkeiten hat eine Kommune für Verhandlungen mit Finanzinvestoren auch das Ordnungsrecht auf ihrer Seite. »Die meisten Schwerter sind stumpf«, sagt dazu Sozialdezernentin Zoerner.

Bisher ist Westerfilde ein »einfaches Stadtumbaugebiet«. Um daraus ein »Stadtumbaugebiet mit Satzung« zu machen, was die städtische Verhandlungsposition gegenüber den Finanzinvestoren deutlich stärken würde, bedarf es personellen Einsatzes und Geld. Man könnte, um im Bild zu bleiben, die städtischen Schwerter schärfen. So sieht es der Mieterverein. Außerdem müsse man über Rückkäufe durch das städtische Wohnungsunternehmen Dogewo21 nachdenken. Die Frage wäre hier dann letztlich die gleiche wie bei Corestate: Wie viel Geld will die Verwaltung für Westerfilde in die Hand nehmen?

Statistisch gesehen hatte die *Süddeutsche Zeitung* recht, als sie Westerfilde Dortmunds »neue Nazi-Hochburg« nannte: 13,5 Prozent wählten hier bei der letzten Kommunalwahl, in einem Wahllokal im Schatten der Wohnwürfel, rechtsextrem. Mehr Prozente holten die Rechten nirgends in Dortmund. Allerdings gingen hier auch nur 25,3 Prozent von denen, die wählen durften, wählen. Man kann das Westerfelder Wahlergebnis als eine Antwort sehen. Auf die Frage, was passiert, wenn Bewohner eines Stadtteils das Gefühl haben, über Jahre alleine gelassen worden zu sein.

Die Stadt sagt, sie glaube an den Wohnstandort Westerfilde. Es werde ein langer Weg werden, der nicht von Montag auf Dienstag funktioniere. Man brauche, sagt Zoerner, einen sehr langen Atem. Und zitiert dann Johannes Rau: »Die Kommune ist der Ernstfall der Demokratie.«

Auf die Frage, warum sie nicht die einfachen Antworten der Rechtsextremen übernimmt, sagt Hohmann, dass das, was vor über 70 Jahren passierte, nicht noch einmal passieren dürfe. »Wie leicht schlägt der Missmut von den Leuten in jetzt nicht vorstellbare Aktionen um.« Es ist mehr eine Feststellung als eine Frage. Monika Hohmann will aus Westerfilde nicht weggehen.

Wenn sie auf ihrem Balkon steht, sieht sie nur wenige Meter entfernt davon einen massiven Metallzaun. Er kommt von links aus einem Gestrüpp und verläuft an dem Balkon nach rechts vorbei, wiederum in ein Gestrüpp. Ein Anfang oder ein Ende des Zauns sind vom Balkon aus nicht zu sehen. Er steht seit sie-

ben Jahren. Der Zaun trennt ihren Wohnblock, im Besitz eines Finanzinvestors, von den benachbarten Häusern im Besitz eines größeren Privatvermieters. Desessen Bewohner sollen durch den Zaun geschützt werden, sie wurden bedroht und erpresst.

Also kam der Zaun, er ist grün. Grün, heißt es, ist die Hoffnung. Grün wird auch als Signal für das Unproblematische, Positive und Ordnungsgemäße betrachtet.

Allein die Farbe des Zauns ist ein schlechter Witz.

RUHR NACHRICHTEN

Nr. 124 vom 29. Mai 2014

Theodor-Wolff-Preis

Rudi Kübler – Geboren 1959 in Ulm.

Rudi Kübler studierte in Tübingen Sportwissenschaften, Geschichte und Politik, in New York vertiefte er die Studienschwerpunkte Geschichte, Politik und Photographie. Er volontierte bei der *Südwest Presse* Ulm, seit 1993 ist er dort für die Lokalredaktion Ulm tätig. 2014 wurde er mit dem dritten Platz beim Wächterpreis ausgezeichnet für die Berichterstattung über die Finanzmisere des Uniklinikums Ulm.

Rudi Kübler ist verheiratet und lebt mit seiner Frau in Ulm.

Christine Liebhardt – Geboren 1981 in Nürnberg.

Christine Liebhardt studierte Publizistik, Ethnologie und Indologie in Mainz und Journalismus in Valencia. Sie arbeitete unter anderem bei den britischen *Worcester News* und bei ITV in Birmingham, bevor sie im Jahr 2011 ihr Volontariat bei der *Südwest Presse* antrat. Seit 2013 ist sie dort Multimedia-Redakteurin im Lokalen.

Christine Liebhardt lebt und arbeitet in Ulm.

RUDI KÜBLER UND CHRISTINE LIEBHARDT erhalten den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 in der Kategorie »Lokaljournalismus« für den Beitrag »Die Nacht der 100.000 Bomben«, erschienen auf der Website der *Südwest Presse* am 17. Dezember 2014.

»Meldungen über Verletzungen mit Todesfolge bei Luftangriffen«: Hunderttausende solcher Formulare wurden gegen Ende des Zweiten Weltkriegs nach den Bombenangriffen der Alliierten in deutschen Amtsstuben ausgefüllt. Jeder Zettel ein Toter, mit behördlicher Signatur. Gemeinhin verstaubt der Luftkrieg in Archiven, versprödet in Geschichtsbüchern zu nackten Zahlen, verschwindet aus der Erinnerung. Anders in Ulm: Christine Liebhardt und Rudi Kübler haben die Vernichtung des alten Ulms am 17. Dezember 1944 in ihrer langen und doch gut lesbaren Reportage »Die Nacht der 100.000 Bomben« aus den Archiven zurück ins Leben geholt. Sie haben die letzten noch lebenden Überlebenden des Feuersturms befragt, Erinnerungen ausgewertet und das Grauen dieser Nacht ebenso einfühlsam wie eindringlich erzählt. Durch aufwändige Recherche und collagenartiges Schreiben haben sie aus Geschichte wieder Geschichten gemacht. Durch das Verweben nüchterner Fakten mit menschlichen Schicksalen haben sie die Tragik des Krieges und seiner unerbittlichen Folgen für Unschuldige auf beiden Seiten unaufgeregt und genau deshalb hoch emotionalisierend beschrieben – exemplarisch für alle Luftangriffe auf so viele deutsche Städte.

Die Nacht der 100.000 Bomben

Von Rudi Kübler und Christine Liebhardt

Der Tod ist eine Sammlung loser Blätter. Vergilbter und an den Ecken eingereißener Blätter. Teils handschriftlich, teils mit Schreibmaschine ausgefüllt. Der Tod hat eine Signatur: B 051/89 Nr. 1 und Nr. 2. Wer sich im Stadtarchiv Ulm in diese beiden Akten vertieft, blickt auf das Grauen jenes 17. Dezember 1944, als 330 englische Bomber die Stadt in Schutt und Asche legten und hunderte Ulmer umkamen. Genau: 707 Menschenleben forderte der bis dato schwerste Luftangriff auf Ulm, der von 19.23 bis 19.50 Uhr dauerte. Die Toten wurden in den Tagen darauf fein säuberlich erfasst, Nummer für Nummer, ja, die Nationalsozialisten waren Meister des Durchnummerierens. Die Partei war vorbereitet. »Meldungen über Verletzungen mit Todesfolge bei Luftangriffen« – so hießen die Vordrucke, die an die Kriminalpolizei-Außendienststellen verteilt worden waren. »Die neben genannte Person wurde beim Luftangriff auf ... am ... um ... bei der Schadenstelle ... getötet.« Die nächste Nummer bitte!

Die Menschen hinter den Nummern? Dass sie im Tod gleich waren, lässt sich nicht sagen. Die einen waren äußerlich fast unversehrt, sie starben an Rauchvergiftung, beispielsweise im Bunker an der Heidenheimer Straße. Die anderen wurden im Luftschutzkeller unter dem eigenen Haus verschüttet, Tage später ausgegraben und auf den Friedhof gebracht. Vom Ehepaar Josef und Ida Beer, Nummer 403, ist nichts übriggeblieben. Nichts. Nicht einmal der goldene Ring mit Aquamarin oder die Armbanduhr, wie auf dem Meldebogen steht. Weil die beiden den Luftschutzkeller nicht mehr erreichen konnten, legten sie sich beim Bombenabwurf auf die Straße. »An dieser Stelle soll nach Angaben der Schwiegermutter eine Bombe eingeschlagen haben. Von den Leichen konnte gar nichts mehr aufgefunden werden.« Wiederum andere verbrannten bis zur Unkenntlichkeit an jenem dritten Adventssonntag – wie Jakiw Rewa, registriert als Nr. 560; er starb im Lager Roter Berg, wo er als Zwangsarbeiter hausen musste. An ihn erinnert nur ein vergilbtes Blatt Papier. Oder Czeslaw Golab, Nr. 540: Der polnische Zwangsarbeiter kam auf dem Güterbahnhof ums Leben.

Das Brummen aus dem Nebel

Als das Inferno über Ulm hereinbricht, ist es 19.23 Uhr. Seit Minuten schon verstärkt sich das Brummen über der Stadt. Laut und lauter wird es. Friedrich Glauning er aber sieht nichts. Er schaut angestrengt durch sein Fernglas. Dort, im Nordwesten, dort tauchen helle Lichter auf. Aber sonst: nichts. Nebel. Nur

Nebel. Ein trügerischer Nebel freilich. Oft genug klagen die Ulmer über den Nebel, der in den Herbst- und Wintermonaten über den Dächern der Häuser hängt und durch die Straßen und Gassen wabert. Heute, an diesem dritten Adventssonntag, setzen sie all ihre Hoffnungen in die Nebelschwaden, die sich am Abend zu einer Waschküche verdichten: Die feindlichen Bomber werden die Stadt auf keinen Fall finden.

Dass Ulm ein potenzielles Angriffsziel für die englische Luftwaffe ist, ist den Menschen klar – spätestens seit den Luftangriffen auf Heilbronn, auf Freiburg. Zerstört erst in den vergangenen Tagen. Sie haben von Stuttgart, Darmstadt, Augsburg und Kassel gehört. Dem Erdboden gleichgemacht in den vergangenen Wochen und Monaten. Von Hamburg und Köln, von Rostock und Lübeck. Ganze Stadtteile ausradiert, mit Tausenden von Toten schon vor mehr als zwei Jahren. Warum sollte Ulm verschont bleiben? Ausgerechnet Ulm, der Eisenbahnknotenpunkt. Eine Stadt auch mit kriegswichtiger Industrie: Magirus und Kässbohrer. Das eine Unternehmen produziert Lkw, Omnibusse, Anhänger für Flakgeschütze, Kettenfahrzeuge, Düsentriebwerke und sogar Mini-U-Boote, das andere Spezialfahrzeuge für die Wehrmacht und Leitwerkflossen für die berühmte V2. Wieland und die Pflugfabrik Gebrüder Eberhardt sowie rund zwei Dutzend kleinerer Ulmer Firmen liefern ebenfalls der Rüstungsindustrie zu. Friedrich Glauningner hat seinen Dienst um 18 Uhr angetreten, 300 Stufen ist er hochgestiegen bis zum Turmviereck des Münsters. Dort, auf einer Höhe von 70 Metern, hat er seinen Arbeitsplatz. Einen Arbeitsplatz, um den ihn viele beneiden – bei schönem Wetter und im Sommer. Der 43-Jährige hat den exklusiven Blick auf die Straßen und Gassen; er kann die Straßenbahn beobachten, die die Hirschstraße hochkommt und auf den Münsterplatz einfährt.

Von hier oben kann der Bürstenmachermeister sein Haus in der Karlstraße 28 sehen, die kleine Werkstatt im Hinterhof, wo Kernseife und Bohnerwachs sowie Parfüm in den Regalen stehen. Allerdings: Glauningner muss auch bei Kälte, Regen, Schnee oder Eis in der Türmerstube Dienst schieben. Seit einem Unfall hat er ein verkürztes rechtes Bein, ist also nicht mehr fronttauglich. Für den Einsatz an der Heimatfront wird Glauningner freilich herangezogen, er gehört als Warndienstbeobachter dem Ulmer Luftwarnkommando an, das auf der Wilhelmsburg, dem Oberberghof und dem Münster stationiert ist. Als der Vater dreier Kinder oben auf dem Turmviereck ankommt, deutet nichts darauf hin,

dass die Stadt zwei Stunden später nicht mehr dieselbe sein wird. Zerstört von Sprengbomben, vernichtet durch den anschließenden Feuersturm, der in der Altstadt wütet und ganze Straßenzüge dem Erdboden gleichmacht.

Sicher, an den vergangenen zwei Tagen hatten die Sirenen immer wieder aufgeheult: am Freitag vier Mal, am Samstag zwei Mal. In der Nacht, während des Tages. Auch am Sonntagvormittag wird zwei Mal »öffentliche Luftwarnung« gegeben, die Vorstufe des Fliegeralarms. Um 18.59 Uhr dringt der Heulton erneut durch den Nebel, drei Mal mit je 15 Sekunden Dauer. Glauningner hatte zuvor schon die Meldung erhalten, dass 300 viermotorige Bomber im Anflug sind. Der Warndienstbeobachter und seine zwei Kollegen starren durch die Feldstecher. Noch ist nichts zu sehen: der Nebel. Sechs Minuten später, um 19.05 Uhr, ertönt Fliegeralarm, ein auf- und abschwellender Heulton von einer Minute Dauer.

Friedrich Holl und seine Eltern sitzen gerade beim Abendessen, sie lassen alles stehen und liegen. Schnappen Rucksack und Koffer, die, vollgepackt mit Kleidungsstücken, Zahnbürste, Teller, Tasse und Besteck sowie Urkunden und Sparbüchern, an der Wohnungstür stehen. Auf einen Luftschlag vorbereitet zu sein, gehört zu den Pflichten des Volksgenossen. Wasser und Decken gehörten ebenfalls zum Luftschutzgepäck – wie lange man im Bunker ausharren muss, weiß ja keiner. Und dann steigen sie in den Keller ihres Hauses in der Schülstraße 10. »Den ganzen Tag schon lag eine seltsame Spannung über der Stadt«, erinnert sich der 88-Jährige. Immer wieder waren Flugzeuge zu hören. Im Luftschutzkeller angekommen, ist es plötzlich ganz leise. Etwas mehr als ein Dutzend Hausbewohner sitzt auf den Stühlen. Und einer sagt: »Die fliegen auf Ulm.«

In der Tat, sie fliegen auf Ulm. Nicht daran vorbei und nach München. Heute ist Ulm dran. Für Friedrich Glauningner wird die Vorahnung bittere Gewissheit: Nordwestlich der Stadt, über dem Eselsberg, hellt sich die dunkle Nebelsuppe auf. Gelbes oder orangefarbenes Licht ist zu sehen, dann leuchtet es rot auf. Die Szenerie wirkt gespenstisch. Der Warndienstbeobachter weiß: Werden erstmal die »Christbäume« geworfen, also die Leuchtbomben, die das Angriffsziel markieren, das Areal abstecken, dann sind die Bomber nicht mehr weit. Und wenn, wie gemeldet, wirklich 300 britische Flugzeuge im Anflug sind, dann ... gute Nacht! Das Röhren der Flugzeugmotoren wird von Sekunde zu Sekunde lauter. Glauningner hängt am Telefon, den Helm mit dem Luftwaffenabzeichen hat er sich über den Kopf gezogen. Er gibt die Lage durch, meldet die roten und

grünen Leuchtbomben – und dann, es ist 19.23 Uhr, rollt die erste Angriffswelle über die Stadt. Die ersten Bomben regnen auf die Altstadt nieder, sie pfeifen durch den Nebel. Schlagen in die Häuser rund um den Münsterplatz ein. Die Explosionen sind teilweise so stark, dass Steine auf das Turmviereck geschleudert werden, dort, wo Glauning und seine beiden Kameraden hinter der Brüstung kauern die Stellung halten.

»Ich war still wie ein Fisch«

Gerade noch geschafft! Jetzt schnell in den Keller! Walter Barnikel und sein Freund Adolf Kley sind um ihr Leben gerannt. Die Treppe runter im Haus an der Ecke Schiller-/Böblingerstraße. Unten wartet schon Adolfs Mutter, sie ist froh, dass sie ihren Sohn in die Arme schließen kann. Wie den Barnikels wohl zumute ist, die in der Schadstraße am Galgenberg im Keller sitzen? Sie können nur hoffen, dass ihr Walter irgendwo einen sicheren Unterschlupf gefunden hat. Die beiden 15-Jährigen waren den ganzen Tag über mit ihrer Bannspielschar unterwegs, ein Auftritt im Reservelazarett, eine Weihnachtsfeier im »Gotischen Saal«, der Säulenhalle des ehemaligen Spitals bei der Dreifaltigkeitskirche. Just als die Feier beendet war: Fliegeralarm! Eigentlich hätten die beiden Hitlerjungen Barnikel und Kley den nächstgelegenen Schutzraum aufsuchen müssen, »doch dies taten wohl die wenigsten von uns, wir wollten heim«, sagt Barnikel. Sie sausten los, Richtung Weststadt. Mit dabei ihr Klassenkamerad Hans Maier. Durch die stockdunkle Lange Straße (heute: Neue Straße), am Münsterplatz vorbei, wo Straßenbahnwagen verlassen dastanden, die Hirschstraße hinab, die Bahnhofstraße hoch und über den Bahnhofsteg. »Kaum ein Mensch begegnete uns.« Das Brummen am Himmel verstärkte sich, und plötzlich tauchten farbige Lichter durch den Nebel auf. »Nun war es klar: Jetzt ist Ulm an der Reihe, was man schon länger befürchtet hatte.«

Kaum sitzt Walter Barnikel im Luftschutzkeller, zwischen Frauen und Kindern, die er nicht kennt, geht es los. Die erste Bombe, die in der Nähe runtergeht, erwischt die Elisabethenkirche. Dann die Blauring-Schule. Die Einschläge kommen näher, die Detonationen werden lauter. Walter Barnikel presst sich ein sauberes Taschentuch auf Mund und Nase, die Luftschutzbrille, ein Utensil, das er immer mit sich trägt, hat er bereits aufgesetzt. Bombe auf Bombe folgt. Das

Haus erzittert immer wieder, das kleine Kellerfenster zerbricht. Das Licht flackert, geht aus. Der Boden wackelt, die Kinder schreien auf, die Frauen jammern und klagen. »Ich war still wie ein Fisch und habe in mich hineingebetet.«

Operation Garfish

Die Maschinen der Royal Air Force hoben zwischen 15 und 15.30 Uhr von mehreren südeuropäischen Flugplätzen ab. Kurz vor 12 Uhr hatte der Chef des Bomberkommandos, Luftmarschall Arthur Harris, auch »Bomber-Harris« genannt, den Angriffsbefehl gegeben, wie Hans Eugen Specker im Sammelband »Ulm im Zweiten Weltkrieg« schreibt. Der ehemalige Leiter des Ulmer Stadtarchivs hatte Mitte/Ende der 1980er Jahre Einsicht in die Akten, die jahrzehntelang im Public Record Office, dem Nationalarchiv in London, unter Verschluss gehalten worden waren. Akten, die präzise Auskunft geben über die Luftangriffe auf die deutschen Städte. Auch darüber, dass Harris Ulm bereits früher als Angriffsziel genannt hatte – unter dem Codenamen »Garfish« sollte die Stadt bereits am 5. Dezember 1944 in Schutt und Asche gelegt werden. Doch die Operation »Garfish«, auf Deutsch: Hornhecht, wurde wieder abgeblasen. Der dicken Wolkendecke wegen.

Der Angriff war freilich nurmehr eine Frage der Zeit, denn Harris und sein Stellvertreter Robert Saundby wussten um die Bedeutung Ulms. Um den Eisenbahnknotenpunkt. Von Ulm aus lief der Nachschub an die Westfront. Sie wussten um die Kriegsindustrie, die im Westen der Stadt angesiedelt war. Und sie wussten um die Verletzbarkeit der Innenstadt durch Brandbomben. Enge mittelalterliche Bebauung, viele Fachwerkhäuser. Ulm, ein lohnendes Ziel also, um einen Feuersturm zu entfachen. Deshalb hatte Saundby die Stadt an der Donau auch auf seine »Top-Secret«-Liste genommen, die so genannte Fischliste. Sie umfasste 94 Decknamen für deutsche Städte, die die Royal Air Force mit Flächenbombardements überziehen wollte: von Haddock (Schellfisch) für Leipzig über Cod (Kabeljau) für Duisburg und Shark (Hai) für Bonn bis Sawfish (Sägerochen) für Heilbronn und Chevin (Döbel) für Dresden.

Für den 16. Dezember hatte Harris erneut Ulm ins Visier genommen. Operation Garfish, die zweite. Aber wieder machte das Wetter dem englischen Bomber Command einen Strich durch die Rechnung. Zwei Mal verschob Harris, der

ganz bewusst zivile Ziele hatte bombardieren lassen, um den Widerstandswillen der deutschen Bevölkerung zu brechen, den Angriffszeitpunkt – bevor er letztlich auf den 17. Dezember auswich. Ulm sollte, wie Specker schreibt, eine »allerletzte Schonfrist« bekommen.

Die Wetterbedingungen waren zwar am dritten Advent auch nicht besser, aber kurz vor 12 Uhr kam der Einsatzbefehl für »Garfish« – und damit für die Crews von 317 schweren viermotorigen Lancaster-Bombern und 13 leichten zweimotorigen Mosquito-Jagdbombern der 1. und 8. Bombergroup. Die Mannschaften wurden gebrieft, die Bomben geladen. 1.449 Tonnen an tödlicher Fracht: Sprengbomben, Minen – vor allem aber Brandbomben. Insgesamt 96.646 Bomben unterschiedlicher Art hatten die Flugzeuge geladen, als sie an diesem Nachmittag starteten und sich westlich von London zu einem riesigen Luftverband vereinten, um nach einer Flugzeit von rund drei Stunden und zwanzig Minuten ihr Ziel zu erreichen. Der Befehl lautete: Zerstörung der Innenstadt sowie der Industrie- und Eisenbahnanlagen.

»Target: Ulm. Mission Date: 17/12/1944.« So wird Captain Peter Clayton, der die 156. Squadron mit neun Lancaster-Bombern anführte, später in seinem Bericht über den Nachtangriff schreiben. Clayton war einer der erfahrensten Piloten mit über 80 Einsätzen, er gehörte zu den »Pfadfindern«, jenen Crews also, die den Bombern den Weg wiesen. »We light the way« lautete denn auch das Motto der Einheit. Für einen seiner Kameraden, Flight Lieutenant Lindsay Cann, sollte der Angriff auf Ulm der letzte Flug werden: Die Maschine des 23-jährigen Piloten stürzte über Frankreich ab, die siebenköpfige Besatzung wurde in Clichy begraben. Sieben von insgesamt mehr als

55.000 Angehörigen der Royal Air Force, die bei den Luftangriffen auf deutsche Städte ums Leben kamen – was Arthur Harris den wenig schmeichelhaften Beinamen »Butcher« (Schlächter) einbrachte, angesichts seiner Strategie, die keine Rücksicht auf eigene Verluste nahm.

Captain Clayton kennt die Stadt nicht, Ulm, die historische Altstadt, die mittelalterlichen Häuser, die sich um das Münster gruppieren, die engen Gassen. Er weiß auch nicht, wie die Menschen in den Kellern sitzend um ihr Leben bangen. Er fliegt über einer Wolkendecke, setzt die Skymarker gemäß der Anweisungen des Masterbombers, der in einer Höhe von rund 9.000 Metern über der Stadt kreist und mit Radar ausgestattet ist – also trotz Nebels die Lage der Innenstadt,

der Fabriken und Eisenbahnanlagen ausmachen kann. Beim Abdrehen stellt Clayton fest, dass sie offensichtlich einen guten Job gemacht haben. Schwarzer Rauch dringt durch die Wolken, die Stadt brennt:

Skymarking and the bombing appeared to be well concentrated. Although the position could not be identified good fires were reported at the end of the raid with black smoke coming up through the cloud.

Feuersäulen über der Stadt

Unter der Wolkendecke brennt Ulm. Die Sprengbomben und -minen hatten die Dächer der Häuser weggepusht, die Fenster waren zerborsten, die Türen eingedrückt. Die zweite und die dritte Angriffswelle der englischen Bomber brachten das Feuer in die Stadt, die Stabbrandbomben, fast 95.000 an der Zahl, lassen die Häuser auflodern, meterhohe Flammen schlagen aus der Platz-, der Pfauen- und der Herrenkellergasse empor, riesige Feuersäulen stehen über dem Rathaus und dem Schwörhaus, vernichten den Büchsenstadel und das Kornhaus. Der Turm der Dreifaltigkeitskirche brennt wie eine Fackel, die Kirchenglocken krachen mit Getöse herunter, wird später René-Paul Zander in sein Tagebuch schreiben. Die Feuerwehren, mehrere Dutzend aus Nah und Fern, stehen auf verlorenem Posten gegen den Feuersturm, der durch die Altstadt fegt. Aus Wassermangel. Die Menschen versuchen zu löschen, rennen mit Eimern zur Donau ...

»Der Luftschutz ist ein wichtiger und unentbehrlicher Teil der Landesverteidigung, der Dienst in ihm ein ehrenvoller, opferbereiter Einsatz für die deutsche Volksgemeinschaft.« So steht es im Dienstbuch des Luftschutzbeobachters Glauning. Ehrentoll und opferbereit – daran verschwendet Glauning keinen Gedanken. Er sieht, wie die Stadt, seine Stadt, im Bombenhagel versinkt und an allen Ecken und Enden brennt. Er hat Angst. Angst um seine Familie und sich. Angst um die Stadt. Der Rauch der brennenden Häuser dringt nach oben, macht ein Atmen fast unmöglich. Unten ist es die Hölle. Frauen und Kinder drängen die Treppen nach oben, um dieser Hölle zu entgehen. Große Worte hat er später nie über diesen dritten Advent 1944 verloren. Wenn er aber in ganz seltenen Momenten über diesen Luftangriff sprach, »dann mit Tränen in den Augen. Das erleben zu müssen hat ihn tief bewegt«, berichtet sein Sohn Fritz, der dem Vater

bei gutem Wetter immer das Essen im Henkelmann auf das Turmviereck gebracht hat. Wie sehr dem Warndienstbeobachter diese furchtbaren Minuten zugesetzt haben, lässt sich auch daran ermessen: Innerhalb eines halben Jahres hatte Friedrich Glauningner schneeweißes Haar.

»Jeder hat gebetet, jeder für sich«, sagt Friedrich Holl. Gebetet, dass die Bomben das Haus verschonen. Als das Brummen der Flugzeugmotoren abebbt, hält es den damals 18-Jährigen nicht mehr im dunklen Keller. Die Nachbarschaft ist in rötliches Licht getaucht: Die Firma Ott brennt lichterloh. Die Wohnung und der Kolonialwarenladen der Eltern sind voller Glasscherben. Kein Fenster ist heil geblieben, aber wenigstens steht das Haus. Sie kehren alles zusammen, sichern den Laden notdürftig ab, als das Licht wieder angeht. Und kurz darauf die Sirene wieder heult. Luftwarnung. Minuten später: Fliegeralarm. Die Menschen rennen, auch ein Uniformierter, nicht ohne vorher Friedrich Holl zusammenzustauchen, weil die Fenster nicht abgedunkelt sind. »Und bei Ott stehen die Flammen haushoch.«

Der Bunker als Todesfalle

Nach der Entwarnung macht sich der 18-Jährige auf den Weg. Er ist neugierig, will sehen, was passiert ist. Dass es im Bunker an der Heidenheimer Straße viele Tote gegeben hat, spricht sich rasend schnell herum in der Oststadt. Er läuft die paar hundert Meter – und sieht, wie die Feuerwehrmänner die Leichen heraustragen. Sie werden im Hof aufgebahrt. 123 Menschen, Alt und Jung, Männer, Frauen und Kinder. »Sie sind äußerlich unverletzt, lediglich kleine Blutrinnensale sind hier und dort am Mund zu erkennen. Alle sind oxydvergiftet. Ich gehe an der langen Reihe der Leichen entlang – und finde meine tote Frau und das tote Pflegekind«, schreibt später Oberbrandmeister Gustav Krensel. Der Bunker war zwar nicht getroffen worden, aber eine Brandbombe hatte, so ist in einem Bericht des städtischen Kriegsschadenamtes vom 26. Oktober 1948 nachzulesen, Teerfässer entzündet, die an den hinteren Eingängen des Festungswerks gestapelt waren. Das tödliche Rauchgas drang durch die Schießscharten in die Kasematten, wo sich die Menschen in Sicherheit vor den Bomben gewöhnt hatten.

Auch ein Kleinkind ist unter den Opfern. Wer die Eltern sind, lässt sich zunächst nicht feststellen, eine Kleiderkarte wird angelegt – nach genauer Anwei-

sung: »Von jedem Kleidungsstück der Leiche ist eine Probe in Größe eines großen Vierecks zu entnehmen, auf der Karte zu befestigen und darüber in dem kleinen Raum anzugeben, von welchem Stück die Probe stammt.« Und so werden Teile des weißen Strickhöschens und des rosa Strickhäubchens auf die Kleiderkarte getackert, die dem Meldebogen beiliegt. Und heute noch das Grauen jener Nacht greifbar macht. Das Kind wird schließlich identifiziert: Harald Bückle war erst zwei Monate alt, als er in dem Bunker erstickte. Während Karl Gross, gerade mal drei Wochen alt und an diesem 17. Dezember in der Dreifaltigkeitskirche getauft, auf wundersame Weise überlebt.

Im Wäschekorb überlebt

An die Bomben, die an diesem 17. Dezember 1944 auf Ulm niedergingen, kann sich Karl Gross nicht erinnern. Wie sollte er auch! Gross war damals ein Baby, etwas mehr als drei Wochen alt. Aber: Der kleine Karl war die Hauptperson an diesem trüben dritten Adventssonntag. Die Familie hatte sich in die Dreifaltigkeitskirche begeben, die Taufe des Nachzüglers stand an – des dritten Buben nach Rudolf (10) und Georg (8). Der Vater hatte extra Fronturlaub bekommen, die Familie feierte. Kleine Freuden in Zeiten des Krieges.

So beginnt die Geschichte des Karl Gross. Sie hätte auch an diesem 17. Dezember 1944 schon wieder zu Ende sein können. Das Schicksal meinte es anders mit ihm, »das sind die Zufälle des Lebens. Es war, wie es war.« Das sagt er heute, 70 Jahre danach. Und doch: Der 17. Dezember ist für ihn jedes Jahr aufs Neue ein bedrückender Tag, ein bitterer Tag, ein Tag, der bleischwer auf ihm lastet. Es ist der Tag, als der Krieg seine Familie auslöschte: Vater Karl Appel, Mutter Martha (geb. Gross) und seine beiden Brüder Rudolf und Georg. Lediglich einer überlebte: eben der kleine Karl.

Und das kam so. Die Familie, die in der Schülinstraße 9 wohnte, raffte das Nötigste zusammen, als die Sirenen um 19.05 Uhr losheulten. Die beiden Söhne an die Hand, den Täufling in den Wäschekorb, zwischen Decken, obendrauf noch den Brautschleier zum Schutz für den Kleinen. So zogen die Appels los. Ziel: der Bunker an der Heidenheimer Straße. Eigentlich hätten die Fünf auch bei den Schwiegereltern des Vaters unterkommen können, nicht mal einen Steinwurf entfernt, im heutigen Schülinhof, war der Gross'sche Karosseriebetrieb –

und ein Luftschuttkeller. Soldaten der Wehrmacht mussten aber in öffentlichen Bunkern Schutz suchen, weil sie als sicherer galten. Nicht so in diesem Fall, der Bunker an der Heidenheimer Straße geriet zur Todesfalle, in der über 120 Menschen umkommen sollten.

Stabbrandbomben, so wurde später rekonstruiert, hatten Teerfässer entzündet, die an der Mauer gelagert waren. Das hochgiftige Gas drang durch die Schießscharten ins Festungsinere. »Getroffen wurde der Bunker nicht, die Menschen sind erstickt«, sagt Karl Gross, der während des Angriffs im »Krätta« lag, wie der Schwabe zum Wäschekorb sagt. In einer Mauernische und unter dem Brautschleier, der wohl wie eine Art Filter wirkte, so vermutet er.

Jahre später meldete sich ein Feuerwehrmann bei Karl Gross, er hatte damals den Wäschekorb aus dem Bunker getragen, nicht ahnend, dass ein Baby drin lag. Erst als der Wäschekorb Töne von sich gab, bemerkten die Retter den Säugling. Für viele andere, vor allem Bewohner der Oststadt, kam jede Hilfe zu spät. Sie konnten nur noch tot aus dem Bunker getragen werden – so auch die Familie Appel. Eine Szene, die Gross' Oma mit ansehen musste und an der sie fast zerbrochen ist, wie der Enkel sagt. »Für Leute, die an den lieben Gott glauben, ist das fürchterlich.«

Die Großeltern adoptierten den Enkel – deshalb heißt er auch Karl Gross und nicht Karl Appel. 1953 starb dann die Oma, zwei Jahre später der Opa, der nach dem Krieg den Karosseriebetrieb wieder aufgebaut hatte. Karl Gross ist mit 10 Jahren Vollwaise, nun schon zum zweiten Mal. Tante und Onkel nehmen ihn auf. Der Bub macht sein Abitur, fängt an Maschinenbau zu studieren, wirft aber sein Studium hin, um die Firma des Großvaters zu übernehmen. »Ich habe einfach die Verantwortung gefühlt«, sagt Gross, der vor sechs Jahren seine Firma verkauft hat – ausgerechnet am 17. Dezember.

Der Morgen danach

Als der Morgen graut, zeigt sich das ganze Ausmaß der Zerstörung: Die Altstadt ist ein einziges Trümmerfeld. Im Quartier zwischen Platzgasse, Hirschstraße, Wengengasse und Olgastraße steht so gut wie kein Stein mehr auf dem anderen. Das gleiche Bild südlich des Münsters. Ruinen an der Steinernen Brücke, die Blau entlang, die Bahnhofstraße hoch, im Fischerviertel. Das Hafenbad

ein Schuttberg. Durch die Platzgasse führt ein Trampelpfad. Überall Bombenrichter, Reste von Fassaden. Aus den Trümmern qualmt es heraus, oft noch tagelang. Die Hitze in den Kellern, wo die Kohlen gelagert sind, ist enorm. Über der Stadt hängt ein schneidender, beißender Brandgeruch, »ein giftiger, gelblicher Rauch«, erinnert sich Fritz Glauning. Und Walter Barnikel hängt der Geruch noch heute in der Nase, »ich werde das nie mehr vergessen«. Später kommt ein süßlicher Verwesungsgeruch hinzu, weil Leichen oder Körperteile unter dem Schutt liegen und zunächst nicht entdeckt werden.

Auf den Straßen erschütternde Szenen: Helfer legen vor den zerbombten und niedergebrannten Häusern die in den jeweiligen Kellern geborgenen Leichen ab. Überall liegen Leichen. In der Neutorstraße, der Köpfingergasse, der Sattlergasse, der Zeitblomstraße, der Dreikönigsgasse, in der Wanne. 10, 12, 15 und mehr Leichen vor einer immer noch vor sich hin kokelnden Ruine. Es sind die Leichen der Nachbarn, schreibt Reinhold Settele in seinen Erinnerungen an die Brandnacht. »Sie hatten wächserne Gesichter und glichen kaum mehr den Menschen, die sie zu Lebzeiten waren. Es waren jene, die erstickt waren. Von denen, die in den Kellern und Häusern verbrannt waren, gab es wohl nichts mehr aufzubahren.« Louis Gräter zum Beispiel. Der 87-jährige Drechslermeister wollte seine Wohnung in der Herrenkellergasse 31 beim Fliegeralarm nicht verlassen. Vielleicht war er auch bettlägrig. Eine Bombe macht das Haus dem Erdboden gleich, »von der Leiche konnte nichts gefunden werden«, heißt es auf dem Meldebogen. Karl Fischer, von Beruf Gefängniswärter, starb in der Neutorstraße 22. »Todesursache: totale Verbrennung. Leiche oder Leichenreste konnten nicht gefunden werden.« Auf dem Blatt mit der Nr. 610 steht der lapidare Satz: »Die Leiche war so stark verkohlt, so daß nicht mehr festgestellt werden konnte, ob es sich um Herr oder Frau W. handelt.« Im Luftschutzraum am Adolf-Hitler-Ring erstickt und verbrennt ein Mann, der eigentlich nur auf der Durchreise ist und vom Bahnhof in den nahen Keller flüchtet. Von ihm bleibt nur eine goldene Sprungdeckeluhr mit Kette (stark angebrannt), ohne Monogramm, und eine vernickelte Tabakdose erhalten.

Schwer getroffen werden auch die Weststadt und Söflingen – was einerseits damit zusammenhängt, dass dort die Rüstungsindustrie ansässig ist und die Eisenbahnanlagen sind. Andererseits: Die Piloten der Royal Air Force tendieren dazu, ihre Bomben früh abzuwerfen, um möglichst bald aus der Gefahrenzone

zu kommen. Sprich: Sie haben immer noch Respekt vor der deutschen Flak. An diesem Abend ist die Gegenwehr aber gleich null. Im Bericht des NSDAP-Kreises Ulm/Donau, der den Fliegerangriff vom 17. Dezember 1944 zusammenfasst, steht unter Punkt 8 zu lesen: »Eigene Abwehr: keine«. Dennoch muss der Masterbomber, der den Einsatz koordiniert, die Piloten immer wieder ermahnen, die Bomben nicht zu früh auszuklinken, sondern in die angewiesenen Markierungen zu tragen. Insgesamt werden in dieser Nacht fast 82 Prozent der Wohngebäude mehr oder weniger stark beschädigt – 1.879 davon total zerstört. 25.000 Ulmer sind obdachlos. Wer Verwandte oder Bekannte auf der Alb oder im Oberschwäbischen hat, flüchtet mit seinem verbliebenen Hab und Gut aus der Stadt. Züge fahren allerdings nurmehr bis Herrlingen, die Gleisanlagen sind beschädigt oder zerstört. Der Hauptbahnhof: weggefegt. Allein 65 Sprengbomben gehen auf die Bahnanlagen nieder, dazu 3.800 Brandbomben; 16 Lokomotiven und 945 Waggons sind nicht mehr einsatzfähig.

Und die Industrie? Unternehmen wie Magirus (Werke II und III) und Kässbohrer sowie die Pflugfabrik Eberhardt, Steiger und Deschler oder die Eisengießerei Hopff werden schwer beschädigt, andere wie Botzenhardt und Bosch, die Ebner'sche Buchdruckerei, die Karosseriefabrik Georg Gross, die Fahrzeugfabrik Mattes & Co., die Maschinenfabrik Edmund Maier und Heinrich Sohn, Fabrik für Heeresausrüstungen, werden zur Gänze zerstört.

Das Wunder von Ulm

Und was ist eigentlich mit dem Münster los? Eine für Ulmer wichtige Frage, sagt Friedrich Holl, der sich am nächsten Morgen aufmacht, um nach dem Ulmer Wahrzeichen zu sehen. Dort, direkt vor dem Münster, liegt noch tagelang eine 1.000-Kilo-Bombe. Ein Blindgänger. Das Münster aber ist unversehrt – angesichts der Trümmerwüste in den angrenzenden Quartieren mutet es wie ein Wunder an, dass die Kirche nicht getroffen wird. Beziehungsweise: Brandbomben fallen zwar aufs Dach des Kirchenschiffs, durchschlagen es auch. Aber Friedrich Glauning und seine Kollegen alarmieren in diesen 27 Minuten, die der Angriff dauert, immer wieder die Münsterfeuerwehr und dirigieren die Männer zu den Brandherden. Schlimmeres kann somit verhindert werden. Dass die englischen Piloten den Befehl hatten, das Münster auszusparen, wird immer

wieder gern erzählt – die Realität ist freilich eine andere, wie der ehemalige Stadtarchivleiter Hans Eugen Specker bestätigt: »Einen solchen Befehl gab es nicht.«

Es gibt freilich in dieser Nacht und am darauffolgenden Morgen weitere Wunder: dass sich Menschen wiederfinden, die einander schon tot glaubten. Und dass Menschen wie der Luftschutzbeobachter Glauning und seine beiden Kollegen den Bombenangriff auf dem Turmviereck des Münsters überleben. Erst gegen 6.30 Uhr am Montagmorgen steigt er die 300 Stufen herunter, den Weg zu Haus und Werkstatt kann er nicht direkt einschlagen. In der Platzgasse ist kein Durchkommen, weiter östlich ebenfalls nicht. Der Bürstenmachermeister muss einen Umweg nehmen, zuerst zur Donau, dann über die Oststadt, die weniger Treffer abbekommen hat, und zur Karlstraße 28.

Dort, zwischen glühenden Balken und Mauerresten spielt sich eine Szene ab, »die Hollywood nicht kitschiger verfilmen könnte«, wie Fritz Glauning im Rückblick sagt. Gerade in dem Moment, als sein Vater in der Ruine nach noch Verwertbarem sucht, kommt seine Mutter mit der kleinen Tochter Bärbel dazu. Sie hatten den Angriff im Luftschutzkeller der Weinzentrale in der Syrlinstraße überlebt. Aber was war mit dem siebenjährigen Fritz und der 16-jährigen Lotte? Der Vater hatte sie am Sonntag nach Niederstotzingen zu Verwandten geschickt, »mit dem Rucksack, um für Weihnachten Eier und Rauchfleisch zu holen«. Die beiden kamen just in dem Moment vom Land zurück, als die ersten »Christbäume« fielen. Der Zug stoppte an der Böfinger Halde, sie mussten aussteigen, kletterten die kleine Anhöhe hoch. Von dort aus erlebten sie den Bombenangriff – und standen Stunden später vor der lichterloh brennenden Ruine, die einmal ihr Haus war. »Wir haben nur noch geheult, weil wir unsere Mutter zusammen mit Bärbel im Keller vermuteten.« Als Fritz und Lotte nach einer schrecklichen Nacht am nächsten Morgen wieder zur Karlstraße 28 zurückkehren, fließen Tränen. Freudentränen. Der Vater ist da, Mutter und Bärbel sind unversehrt, »wir lagen uns in den Armen. Wir hatten zwar nichts mehr, aber wir hatten uns.« Was brauchte es da noch Geschenke zu Weihnachten, das angesichts der in Trümmer liegenden Stadt und der in großer Not lebenden Menschen recht bescheiden ausfällt. Walter Barnikel kann sich daran erinnern, dass seine Mutter irgendwie ein paar Weihnachtsbrötle zusammengezaubert hat – aber richtige Weihnachtsstimmung wollte nicht aufkommen. Barnikels Bruder war gefallen, sein Vetter, sein Onkel ebenfalls. »Und wir haben ja auch nicht gewusst, ob wir am nächsten Tag

noch am Leben sind.« Als hätte es eines Beweises für diese Aussage bedurft: Selbst in der Heiligen Nacht macht der Luftkrieg keine Pause. Irgendwann nach Mitternacht heulen die Sirenen, die Menschen greifen zu ihren Koffern, rennen in die Keller und Bunker.

Durchhalteparolen der Partei

Der *Ulmer Sturm*, das Nazi-Blatt, erscheint erst wieder am 20. Dezember 1944 – und verbreitet die übliche Rhetorik von feindlichen Luftpiraten, die »Brand und Mord« über die Stadt gebracht haben. »Aber die Männer und Frauen der alten Reichsstadt haben die Schrecken des Bombenkriegs durchgestanden, sie sind hart geblieben und sie wussten, dass bereits viele deutsche Städte derartige schwere Angriffe schon zehnfach und noch öfters ausgehalten haben. Diese Städte sind uns Ulmern mit großem Beispiel vorangegangen.« Der Artikel, der mit dem Titel »Im Bombenhagel« versehen ist, endet mit dem Appell, »sich unter gar keinen Umständen und um keinen Preis der Drohung mit Feuer und Bomben zu beugen«. Die Betonung liegt auf: unter gar keinen Umständen. Dazu ist zu sagen, dass die lokalen Parteigrößen den Abend des 17. Dezember 1944 nicht in der Stadt erlebt haben. Dem Bericht des städtischen Kriegsschadenamtes zufolge, der aus dem Jahr 1948 datiert, sollen Oberbürgermeister Friedrich Foerster, Kreisleiter Wilhelm Maier und auch Polizeidirektor Wilhelm Dreher aus der Stadt geflohen sein. »... sie überließen die 69.000 Einwohner ihrem Schicksal in Bunker und Stollen, die nur bescheidene Sicherheit boten.« Hätten Foerster, Maier und Dreher es sogar in der Hand gehabt, die Tragödie zu verhindern? Später wurde immer wieder behauptet, Auslandssender wie BBC London hätten die Bombardierung bereits am 15. Dezember angekündigt. Der Wahrheitsgehalt dieser Aussage ist umstritten. Belegt aber ist ein parteiinterner Vorgang, den der ehemalige Ulmer Stadtarchivleiter Specker beschreibt: Mitte Januar 1945 erklärte Maier gegenüber der Gauleitung in Stuttgart, er habe zwei Tage vor dem 17. Dezember 1944 die Evakuierung der Innenstadt angeordnet und die notwendigen Unterlagen für Montag, 18. Dezember, eingefordert. Zu spät, wie sich zeigen sollte.

Am 30. Dezember 1944 findet die Gedenkfeier für die Toten statt, mit denselben Durchhalteparolen, vorgetragen von OB Foerster und Kreisleiter Maier,

die die Schuld gebetsmühlenartig den Juden geben. Seit das Judentum den Geist des Materialismus zum Götzen erhoben habe, rase der Krieg hemmungslos über die Erde, so Foerster. Jetzt gelte es, das Vermächtnis der Toten zu erfüllen und »unerschütterlich für die deutsche Freiheit und damit auch für den Wiederaufbau unserer Stadt« zu kämpfen. Maier appelliert an die Volksgemeinschaft, an Brüder und Schwestern, an Ehre und Treue und fordert ein »unerbittliches Dagegenschlagen mit aller Kraft, damit wir einst in Ehren vor diese Grabhügel treten und melden können, daß wir den Sieg erfochten haben ... Vor uns steht, noch verhüllt in all seine Geheimnisse, das neue Jahr. Wir schreiten hinein, im felsenfesten Glauben, daß es das Jahr der Deutschen sein wird.«

Weitere Bombenangriffe der Engländer und Amerikaner auf Ulm folgen – unter anderem am 1. März 1945. Zwischen 13.15 Uhr und 14 Uhr werfen die Flugzeuge 103.000 Bomben ab, 532 Menschen kommen dabei ums Leben. Beim letzten Bombenangriff am 19. April 1945 – er ist gegen den Güterbahnhof, den Ulmer Hauptbahnhof und die Stadt Neu-Ulm gerichtet – sterben 91 Menschen.

Am 24. April 1945 fahren gegen 16 Uhr die ersten US-Panzer in die Stadt ein.

Der Text basiert auf Erinnerungen von Fritz Glauning, Friedrich Holl, Walter Barnikel und Reinhold Settele sowie auf Recherchen des ehemaligen Stadtarchivleiters Hans Eugen Specker. Sein Buch »Ulm im Zweiten Weltkrieg. Forschungen und Geschichte der Stadt Ulm, Bd 6« bildet die Grundlage für diesen Artikel. Verwendung fand auch das Sonderheft Nr. 1 »Ulm im Zweiten Weltkrieg«, bearbeitet von Kurt Füller, sowie Tagebucheintragen von René-Paul Zander.

Die Fotos stammen, wenn nicht anders vermerkt, aus den Beständen des Stadtarchivs Ulm. Die Videos der Straßenbahnfahrt sowie die Slideshow mit Fotos der zerstörten Stadt Ulm wurden bearbeitet und zur Verfügung gestellt von protel Film & Medien GmbH.

SÜDWEST PRESSE ONLINE
17. Dezember 2014

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1976 in München.

Im Rahmen seiner Ausbildung an der Deutschen Journalistenschule in München studierte Roland Schulz Journalistik, Geschichte und Politische Wissenschaft. Während des Studiums schrieb er für das Jugendmagazin *jetzt* und die Sportredaktion der *Süddeutschen Zeitung*.

Nach dem Abschluss der Ausbildung arbeitete er in einem Journalistenbüro am Münchner Ostbahnhof; unter anderem im Auftrag der Wochenzeitung *Die Zeit* und von Magazinen wie *Geo*, *mare* oder *Neon*. Von 2008 bis 2012 Autor bei *Geo*, seither schreibt er für das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*. Ausgezeichnet mit dem Axel-Springer-Preis und, zusammen mit dem Fotografen Luca Zanetti, mit dem Hansel-Mieth-Preis.

Roland Schulz lebt in München.

ROLAND SCHULZ erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 in der Kategorie »Reportage« für den Beitrag »Die Polizei, dein Freund und Vater«, erschienen im SZ-Magazin der *Süddeutschen Zeitung* am 7. Februar 2014.

Carlos Benede ist ein Münchner Kriminalbeamter, der über die Jahre zwei Jungen adoptiert, als ihre Mütter vom Ehemann ermordet werden. Roland Schulz erzählt seine Geschichte. Die Geschichte, wie einer spät zum Vater wird und was für ein Vater er ist. »Seinen jüngsten Sohn bekam Carlos Benede nach einem Anruf der Mordkommission.« Das klingt wie ein erster Satz, der alle Standards einschlägiger Journalismus-Handbücher erfüllt, ein klassischer Reportage-Einstieg. Was folgt, sprengt diese Standards in vielerlei Hinsicht und macht Schulz' Stück atemberaubend. In einer knappen, fast kargen Sprache schildert Schulz gleichermaßen grauenhafte wie bezaubernde Momente. Der Autor erzählt und lässt sich erzählen, die Ebenen gehen fließend in einander über. Behutsam, fast zärtlich baut der Text seinen Helden auf und lässt ihn schüchtern strahlen. Es ist eine rundum »gute« Geschichte, eine Geschichte über das Gute, die ein gutes Ende findet. Sie hätte schnell auch fürchterlich kitschig oder naiv wirken können, aber Roland Schulz gelingt das Gegenteil: eine ehrliche Geschichte, detailreich recherchiert, fesselnd inszeniert und schnörkellos erzählt. Ein Stück, das berührt, ohne es darauf anzulegen. Absolut preiswürdig.

Die Polizei, dein Freund und Vater

Von Roland Schulz

Zwei Mal hatte der Kriminalhauptmeister Carlos Benede mit Jungs zu tun, deren Mütter ermordet wurden – von den Vätern der Kinder. Zwei Mal fasste er sich ein Herz und adoptierte sie. Die Geschichte eines ungewöhnlichen Beamten

Seinen jüngsten Sohn bekam Carlos Benede nach einem Anruf der Mordkommission. Es war ein Mittwoch, kurz vor Mitternacht; Benede war fast im Bett. Als er abhob, schalteten sie ihn zur Kripo auf. Stumm hörte er, was geschehen war. Eine Mutter. Ermordet vom Vater. Wenig später waren die Streifenwagen da, eine Kollegin trug den Kleinen herein. Er schlief. Benede bettete ihn in sein Schlafzimmer und schickte alle fort. Allein saß er an der Seite des Kindes und wachte.

Seine Freunde sagen, Carlos Benede sei ein Bauchmensch. Einer, der Entscheidungen nur aus dem Gefühl heraus treffe. Das stimmt nicht. Manche Entscheidungen muss Benede erkämpfen. Er sagt dann, da müsse er mal eine Nacht drüber schlafen. Er schläft nie in diesen Nächten.

Als der Morgen graute, fand Benedes ältester Sohn seinen Vater im Sessel, schlaflos. Sie sprachen nicht viel. Noch in der Nacht hatte Benede den Sohn geweckt und gesagt, du, da ist einer, dem ist dasselbe passiert wie dir. Mehr hatte er nicht sagen wollen, weil er Angst hatte, was seine Worte aufwühlen würden. Jetzt saßen sie da und warteten. Draußen ging die Sonne über Dachau auf. Dann wurde der Kleine wach.

Carlos Benede ist fünfzig Jahre alt, ein Mann von aufrechter Haltung und herzhafter Art. Auf flüchtigen Blick wirkt er wie ein Mensch aus der Fremde, Amerikaner vielleicht. Dann macht er den Mund auf und man hört München, wie es einmal war. Benede spricht ein Bairisch, so derb und sanft, wie es in der Stadt weitgehend ausgelöscht ist. Wenn die Jungen, die ihm die Ämter als schwer erziehbar schicken, Benede das erste Mal sehen, können sie kaum glauben, dass er ein Bulle ist.

Er war erst Ermittler, Rauschgift. Dann lange Kripo. Jetzt E3, die Abteilung Einsatz in der Ettstraße, Sitz des Münchner Polizeipräsidiums. Aber nur noch halbtags. Er ist alleinerziehender Vater. Er hat zwei Adoptivsöhne, ein gutes Dutzend Jugendliche mehr, um die er sich sorgt, und vor einem Jahr ein Haus eröffnet, das Kindern eine Heimat sein soll, die sonst keine haben. Er findet, das sei er seinem Leben schuldig.

Benede kam auf Umwegen zur Polizei. Er war weit über zwanzig, ein Stenz mit einer Gitarre. Er hatte Musikunterricht gegeben damals, in einem Jugendtreff. Ein Schüler war der Sohn eines Kriminaldirektors, der sich diesen Benede mal ansehen wollte, der Meuten junger Burschen mit Musikstunden zu bändigen wusste. Er überredete Benede, ein Altanwärter zu werden, so nennt die Polizei ihre Spätberufenen.

Monate zuvor war die Mauer gefallen, im Osten standen die Grenzen offen, die Polizei verzeichnete einen Boom im überörtlichen Handel mit Betäubungsmitteln. Benede sah nicht aus wie ein bayerischer Kriminalbeamter, das machte ihn kostbar. Sie setzten ihn als verdeckten Ermittler ein. Benede spricht nicht über diese Zeit, ist ihm verboten.

Nach sechs Jahren hatte er genug. Dauernd im Einsatz. Nicht drüber sprechen dürfen. Die Beziehung im Eimer. Er wechselte an die Ettstraße, zur Münchner Polizei. Nun suchte er Drogen nicht mehr im Ausland, sondern draußen in Riem, wo auf den Raves am alten Flughafen immer irgendeiner auf Pille Techno tanzte. Er nahm die Umstellung nicht leicht. Bislang hatte er nur die Brocken erledigt, organisiertes Verbrechen oder mal einen Deppen, der sich für schlau hielt. Jetzt hatte er Jugendliche, gerade volljährig, die zwar dealten, aber vor allem selbst drauf waren. Seine Vorgesetzten spürten seine Zweifel. Carlos, schärfte sie ihm ein, Sie sind kein Sozialarbeiter. Sie sind Kripo-Mann. Benede war ein guter Polizist. Er tat seine Pflicht. Als er ankündigte, aus dem Polizeidienst ausscheiden zu wollen, sagte der Chef, er solle noch warten, es werde gerade ein neues Kommissariat aufgebaut, genau das richtige für einen wie ihn. So kam Benede zu K 314.

In jenen Jahren erlebte die Polizei einen Wandel. Einst war die Arbeit einfach gewesen: Im Zentrum stand der Täter und seine Tat. Die andere Seite eines Verbrechens, das Opfer, spielte kaum eine Rolle, und wenn, dann als Zeuge. Manchmal vernahmten Ermittler Menschen, die einen Mord beobachtet hatten, noch im Schock. In München beschloss man Ende der Neunzigerjahre, ein eigenes Kommissariat zu schaffen für Prävention und Opferschutz. Hartgesottene Einsatzkräfte taten die Idee als Traumtänzerie ab. Prävention, das war doch das Kasperltheater, mit dem die Verkehrserziehung durch die Grundschulen tingelte. Opferschutz? Sie verspotteten das neue Kommissariat als Kuschelpolizei. Benede war es egal.

Er genoß die Freiheit, die sich am Anfang auftat. Alles war neu, für Mitgefühl sah die Dienstvorschrift keine Muster vor. Benede handelte aus dem Bauch heraus. Er übernahm schwere Fälle. Übergriffe. Häusliche Gewalt. Sexuellen Mißbrauch. Abgründe waren seine Arbeit. Er stellte fest, dass er eine Ader dafür hatte.

Wer Benede trifft, erlebt einen unsteten Mann. Alles an ihm ist aufrichtiges Lachen, aber er hat etwas Flüchtliges. Er hält selten inne. Er scheint stets auf dem Sprung. Wenn er sich aber einmal entschließt, einen Menschen anzuhören, ist Benede ganz und gar bei ihm. Im Grunde hört er mit den Augen zu. Bei K 314 war Benede bald eine Kraft. Menschen vertrauten ihm.

Er ging mit Opfern zu Gericht und beschützte sie, wenn sie sich aus dem Leben mit ihren Peinigern lösten. Er machte die Erfahrung, dass manche Menschen in Angst und Leid Ertrinkenden gleichen. Sie schlugen um sich, und wenn er sie weit draußen erreichte, musste er achtgeben, dass er nicht selbst absoff, wenn sie sich an ihn klammerten. Es gab Hilfe. Einmal im Monat sahen die Polizeipsychologen Supervision vor.

Benede schätzt Psychologen nicht besonders. Einmal, er war noch Ermittler, schickten die Vorgesetzten alle zu einer Schulung, Verhalten in Konfliktsituationen, Deeskalation rauf und runter. Wochen später erkannte Benede einen Referenten in der S-Bahn, als ein Rudel Jugendlicher laut Musik hörte. Der Mann ging hin und bat, die Musik leiser zu stellen. Sie musterten ihn und sagten: Was willst du, du Wichser? Der Mann verschwand ohne ein weiteres Wort im nächsten Wagen. Damit war er für Benede erledigt. Benede mag Menschen nicht, die es sich in Theorien gemütlich machen und vor Taten scheuen. Alles Schwätzer. Aber die Supervision, die achtete er. Reihum erzählte jeder die Fälle, die ihn nachts jagten.

Es war ein Abend vor 14 Jahren. Eine Frau hatte die Polizei gerufen, ihr getrennt lebender Mann drohe ihr. Man positionierte zwei Zivilstreifen vor dem Mietshaus. Der Mann drang dann durch die Tiefgarage ein. Am Morgen bekam Benede den Fall auf den Schreibtisch, seine Kollegen schreckten davor zurück. In der spröden Sprache seines Amtes hatte er nun vertrauensbildende Maßnahmen anzusetzen und durchzuführen. Aber wie bildet man Vertrauen bei einem Buben, der nachts vom Lärm eines Streits erwacht, in die Küche tappt und seine Mutter tot sieht?

Die Erfahrungen bei K 314 verbinden Benede und seine Kollegen bis heute. Sie haben einen Verein gegründet, Polizisten, Rechtsanwälte, Pädagogen gemeinsam: »Weitblick Jugendhilfe e.V.« Sie hatten den Traum, ein eigenes Jugendheim zu eröffnen, für Fälle, die sonst niemand aufnehmen will. Das Haus ist ein altes Hotel, das »Aurora«, im Osten Dachaus. Anfang des vergangenen Jahres haben sie aufgemacht. Jetzt leben 24 Kinder und Jugendliche dort, Benede ist fast jeden Tag nach dem Dienst da. Er sagt, wichtig sei Respekt. Seiner für sie. Ihrer für ihn. Der Rest ergebe sich dann. Er findet, Vertrauen könne man nicht bilden. Vertrauen wächst.

Um damals den Bub zu treffen, zog Benede zuerst seine Uniform an. Gewöhnlich trug er Zivil, wie bei der Kripo üblich. Wenn Kinder Opfer waren, nie. Sie fassten schneller Vertrauen, wenn er aussah wie ein Schutzmännchen. So holte er den Jungen ab. Es war Frühling. Sie bretteten im Streifenwagen mit Blaulicht nach Schwabing, Eis essen. Es war ein Anfang.

Als ein Jahr später der Prozess gegen den Mörder begann, wünschte der Junge, zwölf Jahre alt, jeden Tag dabei zu sein. Alle rieten ab. Benede setzte es durch. Er hatte den Jungen das Jahr über begleitet. Sie waren gemeinsam in Stadelheim gewesen, im Gefängnis, weil der Junge dem Vater eine Frage stellen wollte: Warum? Er hatte Benede gesagt, er müsse das tun. Als er als Zeuge aussagte, ragte er kaum über den Zeugenstand. Aber seine Stimme war fest. Das Urteil lautete lebenslänglich.

Nach dem Prozess erhielt Benede eine Einladung ins Jugendamt. Der Beamte dort war ein alter, kundiger Herr; Benede fragte sich, was der Kautz wollte. Der Beamte brachte seinen privaten Tee mit ins Amt, seltene Sorten, aus denen er nun eine bedächtig aufgoss und Benede anbot. Benede ist privat eher ein Weißbier-Mann. Er wollte wissen, was los war.

Ob Benede sich vorstellen könne, ein Pflegekind aufzunehmen? Alex, der Bub aus dem Prozess, brauche ein Zuhause und kein Heim. Alex selbst habe Benede vorgeschlagen. Benede fragte, wie sich das Amt das bitteschön vorstelle. Er sei berufstätig. Er sei Single. Seine Abende ausgebucht. Ein Hund in der Wohnung. Schließlich sagte er, da müsse er mal eine Nacht drüber schlafen. Er wurde das Gefühl nicht los, dieser alte Herr wisse genau, wie seine Antwort ausfallen werde. Benede konnte nicht Nein sagen, nicht dazu.

Benede stammt aus den Bergen. Er ist am Großen Alpsee aufgewachsen, im Süden des Allgäus. Seine Mutter, eine Spanierin, arbeitete dort als Gastarbei-

terin. Sie gab ihn fort, da war er vier. Seinen Vater kennt Benede nicht. Er kam zu den Nonnen der Dillinger Franziskanerinnen in Kalzhofen. Ihn packt inzwischen eine windstille Wut, wenn er im gleichen Augenblick, in dem er heutzutage offenbart, im Heim gewesen zu sein, die Gedanken der Menschen schier greifen kann, Ogottogott, im Heim!

Er mochte es dort. Sie lebten in kleinen Gruppen, immer ein gutes Dutzend Kinder und eine Schwester. Sie waren alle Mündel oder Waisen, aber die Schwestern achteten sie auf eine Art, die ihre Vergangenheit bedeutungslos machte. Sommers gingen sie schwimmen. Im Winter Skifahren, Nonnen voraus. Er war glücklich. Was immer geschah, die Schwestern waren da. Er besucht seine Nonne noch heute.

Als er älter wurde, hatten die Nonnen das Gefühl, er könnte jemanden jenseits des Klosters brauchen. Sie fragten seine Lehrerin, eine warmherzige Frau, von der eine eindrückliche Kraft ausging. Als Kind hatte sie ihren rechten Arm verloren, seitdem schaffte sie im Leben alles mit links. Sie ist vor Kurzem gestorben. In einem Treffen vor ihrem Tod erinnerte sie sich, wie eigen Carlos war, ein Bub, unbeugsam, aber wie beflügelt. Sie mochte ihn. Sie, die kinderlos geblieben war, versprach, als Firmpatin an seiner Seite zu stehen. Bald nach der Firmung brach Benede nach München auf.

München war damals gerade erst geworden, was es lange nur vorgegeben hatte zu sein – eine Weltstadt. Es war das Ende der Siebziger; Olympische Spiele, die Weltmeisterschaft, die Stadt leuchtete. Carlos war 16. Er sollte Schuhverkäufer werden. Werktags wohnte er bei den Salesianern in Haidhausen. Am Wochenende fuhr er in sein Heim. Die Lehre stand er durch. Dann rackerte er. Abendschule, Oberschule und, unterstützt von seiner Patin, Hochschule. Er studierte Sozialpädagogik. Er lernte, wie amtlicherseits Menschen seiner Art zu handhaben waren: Bedarfsanalyse, Hilfeplanverfahren, Betreuungskonzept. Manchmal, wenn er zweifelte, sann er über das System nach, in dem er groß geworden war. Da die Kinder. Da die Nonnen. Das war keine Betreuung, das war bedingungsloser. Die Nonnen hatten ein Gelübde abgelegt, das sie an die Kinder band.

Seine Zweifel gingen vorbei. Er war jung, ein Stenz mit einer Gitarre. Das Leben lag vor ihm. Es dauerte Jahre, ehe er sich wieder an jene Gedanken erinnerte, in einer schlaflosen Nacht, nach einem Termin auf dem Jugendamt. Er, einen Ziehsohn?

Er rief seine Patin an. Sie wusste nicht, was sagen. Benede hatte nach seinem Eintritt bei K 314 begonnen, sich in seiner Freizeit um Jugendliche zu kümmern, die als schwer erziehbar galten. Aber nun sagte er, er wolle einen Ziehsohn aufnehmen. Ein Kind. Mit einer solchen Geschichte. Benede sprach kaum darüber, was er bei K 314 erlebte. So hält er es bis heute. Nur manchmal entfährt ihm etwas, ein Bruchstück. Die Socken, die ein Vater dem Sohn in den Mund schob, damit die Nachbarn keine Schreie hören. Die Finger einer sterbenden Mutter, die Sanitäter brechen mussten, weil sie ihr Kind im Angesicht des angreifenden Vaters so stark umklammert hatte. Benedes Patin hatte Sorge, wie viele Bruchstücke mehr er ertragen könne. Sie fürchtete, jetzt schultere er etwas, das seine Kräfte übersteigt. Aber sie kannte ihren Patensohn. Die Entscheidung war schon erkämpft. Schön, sagte sie. Ich werde Oma.

Am Anfang kam Alex nur an den Wochenenden zu Benede, eine Empfehlung des Amts, alles Schritt für Schritt. Aber schon nach wenigen Wochen entschieden die beiden, nun reiche es. Alex zog ein. Benede adoptierte ihn bald darauf. Es war Alex' Wunsch gewesen: Er wollte ein Benede sein. Es waren keine einfachen Zeiten. Es gab eine Frau damals, aber ein Arzt aus dem Amt hatte Benede gewarnt: Alex werde keine Konkurrenz zu seiner toten Mutter zulassen. So war es. Vor eine Entscheidung gestellt, sagte Benede, er habe sich schon entschieden. Er war jetzt Vater.

Es war manchmal komisch. Er hatte nie einen Vater vermisst. Jetzt musste er einer sein. Alex spielte Fußball, bei den Löwen in Giesing, und er war gut. Als Alex größer wurde, tauchten Talentscouts auf. Das Angebot kam, ins Ausland zu wechseln, nach Italien. Alex war 16. Er wollte aufbrechen in die Welt, Profi werden, berühmt! Kommt nicht in Frage, entschied sein Vater. Nicht in dem Alter. Nicht ohne Abitur. Alex war außer sich. Heute spielt er neben seinem Studium in der Bayernliga, aus dem Ärmel seines Trikots ragt dann eine Tätowierung, *per aspera ad astra*, über raue Pfade zu den Sternen. Altlast aus seinem Latein-Leistungskurs.

Benedes Sohn bereitete sich damals auf das Abitur vor, als die Streifenwagen kamen und den Kleinen brachten. Alles war wieder da. Die Angst. Die Erinnerung. Aber er war nicht allein. Vater und Sohn sprechen nicht über diese ersten Tage oder die Zeit danach. Der Kleine gehört inzwischen zur Familie. Benede sagt, es laufe ganz gut. Sie haben ein Ritual, seine Söhne. Immer am Geburts-

tag ihrer Mütter fahren die beiden nach Sendling, auf den Friedhof, dort liegen sie. Eigentlich ist es Alex' Mutter allein, die Mutter des Kleinen ist im Ausland begraben. Sie haben sich deswegen ein Grab gesucht, das nicht mehr gepflegt wird. Das ist jetzt ihres. Sie schmücken es gemeinsam. Früher musste Benede mitgehen. Aber inzwischen besuchen die Brüder die Gräber ihrer Mütter auch ohne Vater, allein.

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG MAGAZIN,
Nr. 6 vom 7. Februar 2014

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1961 in Rumänien, in der siebenbürgischen Stadt Kronstadt, die heute Braşov heißt.

Als Konrad Schuller sein Herkunftsland, noch zur Zeit der Diktatur, verließ, hatte er erfahren, dass Armut lästig ist, ideologische und nationale Ausgrenzung aber unerträglich. Deutschland empfing den Einwanderer mit Großzügigkeit, und er fand, dass dies seinem neuen Land gut anstand. Prägende Jugendeindrücke waren Thomas Manns »Zauberberg« und Andrej Tarkowskij's »Solaris«. Nach einem Studium der Neueren Geschichte und der Volkswirtschaftslehre erlernte er seinen Beruf an der Münchner Journalistenschule und verbrachte Wanderjahre in Rom sowie beim BBC World Service in London. In die Redaktion der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* trat er 1992 ein. Ab 1995 verfolgte er als Korrespondent in Berlin den Weg der Stadt aus der Teilung in die Einheit, setzte sich mit den Folgen der SED-Diktatur auseinander und beschrieb als bekennender Kreuzberger die Lebenswelten der muslimischen Einwanderer. Als im Jahr 2001 die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* entstand, gehörte er zum Gründungsteam der Berliner Parlamentsredaktion. Seit 2004, dem Jahr des polnischen EU-Beitritts und der ukrainischen »Revolution in Orange«, ist er Korrespondent in Osteuropa. Buchveröffentlichungen in Deutschland und Polen.

Konrad Schuller lebt in Warschau.

KONRAD SCHULLER erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 in der Kategorie »Reportage/Essay/Analyse« für den Beitrag »Dann nehmen sie Anlauf und werfen«, erschienen in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* am 26. Januar 2014.

Konrad Schuller gelingt es, mit seiner Geschichte über den Kampf der Ukrainer auf dem Majdan einen Sog zu entwickeln, dem man sich nicht entziehen kann. Man liest nicht über den Majdan, man ist selbst dort. Spürt die Kälte, riecht den Rauch, erahnt die Angst und sieht den Mut. Schuller ist ganz nah an den Menschen und entwickelt aus seinen präzisen Beobachtungen ein Panorama des Kampfes und der Hoffnung. Am Ende zittert man fast wie die Kämpfenden vor den Barrikaden.

Dann nehmen sie Anlauf und werfen

Von Konrad Schuller

In Kiew brennen die Barrikaden. Eine Hausfrau mischt Molotow-Cocktails für Bankangestellte und Studenten. Die Wut auf die Regierung treibt sie an.

Eine schwarze Wand. Rauch in quellenden, schnell wachsenden Türmen, dicht, zuckend, warm wie Samt. Die Männer werfen und werfen. Alles schluckt diese Wand: die hoch fliegenden Steine des Kiewer Pflasters, die scharf geradeaus pfeifenden Kugeln der Zwillen, die Feuerwerkskörper. Brandflaschen fliegen mit feurig gewölbter Spur auf die zuckenden Schwaden zu, dann hat die Wand sie verschluckt.

Die Wand ist unten glutrot. Autoreifen brennen heiß, schnell und mit diesem dicken, pechschwarzen Qualm. Im flackernden Licht tragen beladene Männer immer neue aus der Nacht herbei, rollen sie ins Feuer. Weiß Gott, wo einer auf die Schnelle so viele Reifen herkriegt. Jetzt liegen sie jedenfalls quer über der Gruschewski-Straße, und sie brennen gut.

Die Gruschewski-Straße in der ukrainischen Hauptstadt Kiew ist ein schöner Boulevard mit alten Häusern, hinter dem Majdan gleich rechts, am Nationalmuseum vorbei und dann den Berg hinauf zum Parlament und zum Marijinskij-Park hoch über dem Fluss. Eigentlich ist sie eine der zentralen Adern der Stadt. Seit einer Woche aber, seit die friedliche Revolution des Majdan zu Ende ging und die Gewalt begann, ist die Ader verstopft. Ein halbes Dutzend überfrorener Buswracks, dunkelgrau metallische Trophäen der ersten Kampfnacht, liegt ausgebrannt und starrend quer über der Fahrbahn. Unmittelbar vor den Wracks, gleichsam an der Frontlinie zwischen Opposition und Regime, steigt die Rauchwand hoch. Dahinter, dem Majdan zu, nehmen sie Anlauf mit ihren Feuerschossen, meist junge Kerle, oft aber auch gestandene Männer, Familienväter. Kaum losgeschleudert, verschwindet die Brandspur im Qualm. Wo die Molotowcocktails aufschlagen werden, weiß keiner. Man weiß nur, dass drüben, jenseits des Rauchs, der Feind steht, die Sondermiliz Berkut, wahrscheinlich keine zehnte Schritt entfernt, Schild an Schild dicht gepackt, die schwarzen Helme eingezogen im Hagel der Geschosse, zusammengekauert, auf Befehle wartend.

Viktoria hat ihren Platz ein wenig abseits. Während die Männer werfen, während weiter hinten die anderen Frauen mit ihren Knüppeln auf den Feuertonnen der Wachposten den ewig gleichen Rhythmus dieser Revolution schlagen, einen

monotonen, blechern aufpeitschenden Zweivierteltakt, hat sie sich außerhalb der Schusslinie ihr Plätzchen gesucht, in Deckung hinter den prachtvollen Säulen am Eingang des Dynamo-Stadions. Hier kommen die Gummigeschosse und die Gasgranaten nicht durch, die manchmal sporadisch, manchmal aber auch als dichter Hagel durch die Schwärze herüberkommen, das einzige Lebenszeichen der Miliz auf der anderen Seite.

Viktoria ist eine Frau mitten im Leben, Typ arbeitende Mutter, Innenarchitektin, der Lidstrich frisch nachgezogen, ein Lammfelljäckchen mit Kapuze gegen die Kälte. Jede der Frauen hier an den Barrikaden hat ihre Aufgabe. Die älteren halten die Feuer in Gang, die Nacht hindurch, damit den Kämpfern nicht die Füße erfrieren, die Jüngeren hacken die Pflastersteine klein, damit sie besser fliegen, und Viktoria hat die Cocktailküche übernommen. Rechts der Kanister, links die Flaschen, und dazwischen reißt sie gerade sorgfältig ein Unterhemd in schmale Streifen – Material für den Stoffverschluss im Flaschenhals, für die kleine Benzinfahe, welche die Männer gleich anzünden werden. Viktoria, anpackend, sorgsam, ganz Hausfrau, reißt, zwirbelt, stopft – Flasche nach Flasche, die Männer stehen Schlange, und bevor sie dann Anlauf nehmen, um sie in die Rauchwand zu schleudern, sagen sie zueinander: Verzeih, hast du Feuer? Sie hat sich einen Helm geschnappt, von den Beständen der Revolution drüben am Majdan, dem verrammelten Hauptlager der Revolution, ein paar hundert Meter die Gruschewski hinab. Er ist orange, aus Plastik, mit einem lustigen Stofftier obenauf – ein letzter Gruß jener Zeit, als diese Revolution gegen das Regime des Präsidenten Viktor Janukowitsch noch eine Party sein wollte, ein allabendliches fröhliches Fest mitten in der Stadt. Das war, als es noch keine Toten gab.

Weiß Viktoria, was sie tut? Hat sie eine Vorstellung, was hinter der Rauchwand mit diesen Flaschen geschieht, die sie so umsichtig füllt, verschließt, verteilt? Weiß sie, was brennendes Benzin mit einem menschlichen Gesicht macht? Das Innenministerium hat es vor ein paar Tagen auf seiner Website gezeigt. Da konnte man sehen, was passiert, wenn ein Polizist einen Treffer abbekommt, wie er schreit, wie er rennt, wie er um sich schlägt, bis er eingefangen und gelöscht wird. Ja, sagt sie. Ja. Sie spreizt die gepflegten Hände, die jetzt allerdings nass sind von Benzin und vom Ruß ein wenig schwarz unter den Nägeln. Ich weiß, dass das eine tödliche Waffe ist, ich weiß, dass manche von diesen Männern hinter der Wand Frauen und Kinder haben. Dass sie vielleicht selbst fast noch

Kinder sind. Ich weiß, dass sie Angst haben – vor unseren Flaschen, vor ihren Vorgesetzten. Aber sie haben es so gewählt. Ich will kein Schmiergeld mehr zahlen müssen, wenn die Finanzkontrolle kommt, ich will diese Bande nicht mehr. Ich bin eine gesetzestreue Frau. Wir alle müssen wählen, und sie haben es so gewollt.

Die Männer nehmen ihr die Flaschen aus der Hand. Ein Student, ein Bauarbeiter, ein Bankangestellter. Dann nehmen sie Anlauf und werfen.

Wer verstehen will, wieso Nachbarn, Kollegen, Passanten, Menschen des Alltags, jetzt in Kiew Molotowcocktails werfen, muss nur ein wenig zurückblicken, zum Beispiel zum 24. Dezember. Wieder ist eine Frau die Heldin, Tanja Tschornowol, eine bekannte oppositionelle Journalistin. Immer wieder hat sie die Korruption der Macht offengelegt, die verdeckten Paläste der Präsidentenfamilie, Janukowitschs Uferpavillon in Gestalt einer spanischen Galeone auf seinem märchenhaften Anwesen draußen vor der Stadt, kostbar ausgeführt in edlen Hölzern. In dieser Nacht Ende Dezember also fährt sie in ihrem Kleinwagen heim, die Flughafenstraße hinaus vor die Stadt, als plötzlich ein dunkler Porsche Cayenne Turbo ihr Auto rammt und von der Straße drängt. Männer steigen aus, holen sie aus dem Fahrzeug und beginnen wortlos und gewissenhaft, mit den Fäusten ihr Gesicht zu zerschlagen. Tanja Tschornowol, eine außergewöhnlich zarte Frau mit langen lockigen Haaren, sagt ebenfalls nichts. Wozu auch. Später berichtete sie, während sie gespürt habe, wie ihre Nase unter den sorgfältig gezielten Hieben der Männer zerbrach und in ihr Gesicht sank, sei sie einfach nur mit herabhängenden Armen dagestanden. Als sie dann nicht mehr stehen konnte, hätten die Männer sie bewusstlos, mit Blut in den Lungen, am Straßenrand liegen lassen. Tags darauf sah dann die Nation ihr Bild auf den Websites der oppositionellen Presse: Eine blauschwarz gequollene Masse, dem schmalen, markanten Gesicht Tanja Tschornowols, das jeder kannte, nicht mehr ähnlich.

Oder der Fall von Ihor Luzenko und Jurij Werbitzkij. Werbitzkij hatte als Demonstrant gegen das Regime bei den Kämpfen auf der Gruschewski eine Augenverletzung abbekommen, und Luzenko, ein Kiewer Bürgerrechtler, den die Zeitung *Kyiv Post* kürzlich als »eine Person von großer Würde« beschrieben hat, als »einen der eindrucksvollsten Führer, welche die Zivilgesellschaft in den letzten Monaten hervorgebracht hat«, las ihn auf und fuhr ihn zum nächsten Krankenhaus. Als dann die diensthabende Ärztin sich um Werbitzkij kümmerte, er-

schienen fremde Männer im Raum. Luzenko erinnert sich, es seien etwa zehn gewesen. Vor den Augen der Ärztin packten sie den Patienten und seinen Begleiter, zwangen sie in einen Bus und fuhren mit ihnen in ein Waldstück. Auf seiner Facebook-Seite hat Luzenko die Stunden danach wie folgt beschrieben: Die beiden Gefangenen wurden von ihren Entführern zu Boden geworfen und geschlagen. Luzenko hatte eine Tüte über dem Kopf, er sah nichts, fühlte aber einen harten, kühlen Boden.

Er hörte die Gespräche der Männer, die ihn schlugen, und er schloss aus ihren Gesprächen, dass diese Leute so etwas öfter taten: Menschen schnappen, sie verprügeln, und hinterher zur Miliz bringen, in die Arrestzelle.

Als die Männer die Prügel beendet hatten, setzten sie Luzenko in einem Wald aus. »Sie zwangen mich auf die Knie, den Sack immer noch über den Kopf gezogen, die Stirn gegen eine Fichte gepresst. In dieser Nacht habe er dem Leben mindestens dreimal adieu gesagt.

Doch die Hinrichtung blieb aus, und während Luzenko noch an seiner Fichte kniete, sind die Männer verschwunden. Danach ist er dann, zerschlagen und halb ohnmächtig, mit einem fehlenden Schneidezahn, noch eine Strecke durch das Schneegestöber gewankt, mehr kriechend als gehend, und um sich bei Bewusstsein zu halten, sang er Kosakenlieder. Als er auf eine Datschensiedlung stieß, war er gerettet.

Werbitzkij hatte weniger Glück. Die Männer hatten ihn mit Klebeband ver schnürt, bevor sie auch ihn in der Schneenacht aussetzten. Man fand seinen erfrorenen Leichnam im Wald, nicht weit von der Stelle, wo Luzenko sich gerettet hatte.

Seither ist viel geschehen. Demonstranten sind erschossen worden, mit scharfer Munition, und die Miliz sagt nur, das habe die Opposition sicher selbst getan, um Hass zu schüren. Auf der Gruschewski-Straße hat ein hagerer Mann mit ernstem Gesicht und vorstehenden Rippen, ein Gefangener der Miliz, sich unter offenem Frosthimmel, im Eis unter Schlägen und Püffen, restlos entblößen und den gierenden Milizionären ein Liedchen singen müssen, bevor sie auch ihn verprügeln. Ein durchgesickertes Video der Szene empörte die Nation so tief, dass sogar die Miliz selbst erschauerte. Eine Internetzeitung berichtet jedenfalls von einem Polizisten, der seinen Arbeitsplatz quittierte, nachdem er das Video gesehen hatte. Schon Christus der Erlöser, so begründete er seinen Schritt,

habe nackt und entblößt den Spott der Welt ertragen müssen. Wenn jetzt Polizisten wie er diese Tat wiederholten, könne er den Menschen nicht mehr in die Augen sehen.

An der Barrikade fliegen die Feuerbrände ins Schwarze, in hohem Bogen, bis der Qualm sie lautlos schluckt. Die Frauen im Hintergrund, manche in Filzjacken, manche auch in den kostbaren Pelzen, die bis heute der Stolz der Ukrainerin sind, trommeln an den Feuertonnen den dröhnenden Zweivierteltakt der Revolution. Viktoria füllt ihre Flaschen, sorgsam und schnell. Selbst als Kameras kamen, hat sie ihr Gesicht nicht verdecken wollen. Wozu auch. Andrij Parubij, der »Kommandant« des Majdan und seiner Hundertschaften, hat kürzlich gesagt, nach all dem, was schon geschehen sei, bleibe seinen Leuten ohnehin nur die Wahl zwischen Sieg und Gefängnis.

Vor der Rauchwand mitten im Trommeln plötzlich ein Tippen an der Schulter. Eine kleine Frau in der Winternacht, rot und rund wie ein Apfel. Sie trägt einen Kanister mit Uswar, dem altukrainischen Dörrobstkompost, das hier zu jeder Kindheit gehört. Möchtest du? Es schmeckt selbstgemacht. Das ganze Wissen, die ganze Fürsorge einer ukrainischen Großmutter strömt in einen hinein. Ihor Luzenko, der Überlebende unter den beiden Entführten im Wald, berichtete später auf seiner Facebook-Seite, wie er an seiner Fichte kniete, den Kopf in der Tüte. »Sie befahlen mir, zu beten«, schrieb er. »Und ich lehnte nicht ab.«

FRANKFURTER ALLGEMEINEN SONNTAGSZEITUNG
Nr. 4 R vom 26. Januar 2014

Theodor-Wolff-Preis

Geboren 1960 in Essen.

Bernd Ulrich studierte Politikwissenschaften und Philosophie in Marburg. Ende der achtziger Jahre war er als Mitarbeiter beim Fraktionsvorstand der Grünen im Bundestag tätig, ehe er – nach einer längeren Reportagereise durch die USA und einem Babyjahr – als Bonner Korrespondent der *Wochenpost* arbeitete. 1997 wechselte er nach Berlin, zuerst für sechs Jahre als leitender Redakteur des *Tagesspiegels*, ab 2003 als stellvertretender Chefredakteur und Leiter des Berliner Büros der *ZEIT*. Seit August 2007 arbeitet er als stellvertretender Chefredakteur und Leiter der Politikredaktion der *ZEIT* in Hamburg.

Bernd Ulrich hat drei Kinder und lebt in Berlin.

BERND ULRICH erhält den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 in der Kategorie »Meinung/Leitartikel/Kommentar/Glosse« für den Beitrag »Die Welt ist verrückt – und was machen wir?«, erschienen in *Die Zeit* am 28. August 2014.

Unter dem Titel »Die Welt ist verrückt – und was machen wir?« wagt Bernd Ulrich eine Weltskizze unserer aus den vertrauten Fugen geratenden globalen Gegenwart. Genau dies ist das Herausragende an seinem Text: Nicht einen einzelnen Kriegs- oder Krisenherd punktuell zu kommentieren, sondern das Ganze in den Blick zu nehmen, auch wenn wir erst anfangen, es zu verstehen. Dem verbreiteten Gefühl eine Sprache zu geben, mitten in Umbrüchen zu stehen, deren Dimensionen wir langsam begreifen.

Die Welt ist verrückt – und was machen wir?

Von Bernd Ulrich

Ukraine, Gaza, Syrien, Irak – die Vielzahl der Krisen bringt den Westen ins Wanken. Es ist Zeit, Interessen und Ideale, Gewissheiten und Gefühle neu zu sortieren. Auftakt einer ZEIT-Serie

Irgendwann muss der Machthaber im Kreml die Geduld verloren haben. Jedenfalls schickt er an einem kalten Sonntag im Januar Soldaten und Panzer nach Vilnius, um dem Spuk der litauischen Unabhängigkeit ein Ende zu bereiten. Vierzehn Menschen sterben dabei, manche werden von russischen Panzern überrollt, es gibt mehr als tausend Verletzte.

Das ist keine Dystopie, keine düstere Vorausschau darauf, wo die aggressive Politik von Wladimir Putin noch enden könnte. Vielmehr fand der sogenannte Blutsonntag von Vilnius schon statt, vor dreiundzwanzig Jahren, und der Mann, der den Befehl dazu gab, die litauische Freiheitsbewegung niederzuwalzen, hieß Michail Gorbatschow. Ja, genau der Mann, der bis heute als bester Freund des Westens und Ermöglicher der deutschen Einheit gefeiert wird. Manch einer im politischen Berlin denkt dieser Tage daran zurück und fragt sich: Wenn schon ein Gorbatschow zu einer solchen Tat in der Lage war, was haben wir dann erst von einem Putin zu erwarten?

Die Frage erscheint allzu plausibel, weil der russische Präsident in Sachen Ukraine schon jetzt alles erreicht hat, was man vernünftigerweise von seiner »Vorneverteidigung« russischer Interessen erwarten kann. Die Annexion der Krim wird ihm der Westen völkerrechtlich nicht ratifizieren können, hingenommen hat er sie freilich schon; eine Mitgliedschaft der Ukraine in der Nato ist auf absehbare Zeit ausgeschlossen; die Ukraine dürfte sich künftig zugleich mit der EU assoziieren und mit der russisch dominierten Zollunion; und auch ein föderaler ukrainischer Staat mit starken Selbstbestimmungsrechten der russischen Minderheit wird bereits vorgedacht. All das hat Putin schon, und er weiß es. Was also will er jetzt noch, warum hört er nicht auf, schwere Waffen in die Ostukraine zu schicken?

Darauf sagen die Optimisten, er könne eine militärische Niederlage seiner Separatisten aus Gründen der Gesichtswahrung nicht hinnehmen, müsse also ohne strategisches Ziel vorerst weitermachen.

Die Pessimisten denken dagegen, der Kremlchef habe eben doch ein strategisches Ziel, allerdings nicht die Schwächung und Destabilisierung der Ukraine, sondern: die Schwächung und Destabilisierung des Westens insgesamt, speziell der Nato.

Der Westen – so schwach wie nie zuvor

Dass konkurrierende Mächte in diesen Tagen auf solch eine Idee kommen können, verwundert kaum. Denn die USA und Europa befinden sich in einer tiefen internationalen Orientierungskrise. In den westlichen Hauptstädten ist die strategische Verunsicherung mit Händen zu greifen, die dreifache Krise – in der Ukraine, im gesamten arabischen Raum und wieder mal in Nahost – überfordert: mental, politisch und militärisch. All das ist allzu offenkundig; jeder Versuch, es zu leugnen, um die Gegner nicht noch weiter zu ermutigen, scheint sinnlos. Jetzt muss man anfangen, der Sache auf den Grund zu gehen, auch wenn die Konflikte derweil in hohem Tempo weitergehen. Nicht zuletzt Putins ideologischer und militärischer Großangriff, der vielleicht tatsächlich den Westen ins Wanken bringen soll.

Den Westen ins Wanken bringen? Wie das? Hier spielt wieder das Baltikum, die Achillesferse der Nato mit seiner starken russischen Minderheit, eine große Rolle. Angenommen, die russische Führung würde das ukrainische Szenario auch dort anwenden – russische Minderheit ruft nach Hilfe, Soldaten ohne Hoheitsabzeichen tauchen auf, ebenso russisches Kriegsgerät, dann Bürgerkrieg et cetera –, was könnte der Westen dann tun?

Nicht viel. Das Baltikum ist militärisch kaum zu verteidigen, höchstens zurückzuerobert. (Es sei denn, man würde so viele westliche Soldaten und so schwere Waffen dort stationieren, dass Russland sich provoziert fühlen dürfte und die Nato als Aggressor dastünde.) Eine Rückeroberung des Baltikums würde allerdings bedeuten, dass sich Nato und Russland direkt bekriegten, wodurch sofort die Gefahr der nuklearen Eskalation entstünde. Die Älteren unter uns, also vermutlich auch Wladimir Putin, erinnern sich noch an eine Grundregel der atomaren Konfrontation, die da lautet: Der Irrere ist der Stärkere. Sie besagt, dass in einem solchen Konflikt derjenige die Dominanz gewinnt, dem man zu

traut, zu größeren Opfern bereit zu sein, und der willens und verrückt genug ist, die je nächste Stufe der Eskalation zu erklimmen. Das wird die Nato nicht sein, der Westen ist nicht verrückt, nicht mal der Nato-Generalsekretär ist es. Wenn nun aber der Westen am äußersten Rand seines Territoriums, dem Baltikum, angegriffen wird und eine militärische Konfrontation mit Russland aus guten Gründen scheut, dann, so die deutsche Verteidigungsministerin in der *ZEIT* von letzter Woche, »ist die Nato tot«. Ursula von der Leyen spricht hier mit der Offenheit des außenpolitischen Neulings von etwas, wovon andere nur munkeln: von der neuen Verwundbarkeit des Westens.

Die Sanktionen dienen der Vorverteidigung der Nato

Ob es im Baltikum jemals so weit kommen wird, darum geht es im Moment nicht, allein dass ein solches Szenario denkbar ist, als düstere Drohmasse wirkt und von den Beteiligten hüben wie drüben vermutlich gedacht wird, beeinflusst schon jetzt den Konflikt in der Ukraine, es erklärt die freche und frische Provokationsmacht des Kreml. Manche kritisieren die Sanktionen gegen Russland mit dem Argument, sie könnten allenfalls langfristig wirken und hätten im aktuellen Konflikt keine oder gar eine kontraproduktive Wirkung. Das mag zunächst so sein, verkennt aber, dass diese Sanktionen unausgesprochen eine Warnung an Putin sind, keinen Fuß breit über die Ukraine hinauszugehen. Die Botschaft lautet: Wir wissen, dass du weißt, dass wir nicht militärisch eingreifen werden, aber du sollst auch wissen, dass wir stark, einig, opferbereit und entschlossen genug sind, asymmetrisch zu kämpfen, also ökonomisch. (Wenn's denn stimmt.)

So weise diese Sanktionen, mithin die Abkehr vom Militärischen auch sein mag, so sehr muss es den Westen beunruhigen, dass Wladimir Putin es überhaupt wagt, derart dreist und aggressiv vorzugehen. Auch dass Ursula von der Leyen ein Ende der Nato für möglich hält – und zwar nicht wegen Erschlaffung mangels potenter Gegner, sondern machtpolitisch und militärisch geschlagen –, zeigt, in welcher Lage sich der Westen außenpolitisch zurzeit befindet. Man könnte sagen: So schwach wie heute war er noch nie. Was überraschend ist, wenn man bedenkt, dass der vermeintliche Höhepunkt westlicher Macht gerade mal ein Vierteljahrhundert zurückliegt. Erstaunlich auch, wenn man in Betracht zieht,

wie überlegen die USA und die EU ökonomisch und sogar militärisch nach wie vor sind. Das Problem liegt nicht in den Tresoren und nicht in den Raketendepots, das Problem ist mental.

Interventionen sind gescheitert, Nicht-Interventionen auch

Im eigenen Kopf hat der Westen in den letzten beiden Jahrzehnten eine Verheerung angerichtet, wie sie seine Gegner niemals hinbekommen hätten. Viele sagen, die von den USA angeführten Kriege seien Schuld daran, dass der Westen militärisch-moralisch kaum noch handlungsfähig ist. Peter Scholl-Latour konstatierte noch kurz vor seinem Tod: »Heute lässt sich kein Krieg mehr gewinnen.« Man würde ihm mit Blick auf Afghanistan und den Irak gern zustimmen, vor allem auch, weil dann die Lösung schön einfach wäre: keine Kriege mehr.

Leider ist seine markige These doppelt falsch. Zum einen gab es durchaus siegreiche Kriege, zumindest der Kosovokrieg und der vorletzte Irakkrieg gehören dazu, mit dem die völkerrechtswidrige Annexion Kuwaits durch Saddam Hussein rückgängig gemacht wurde. Zum anderen, und hier nähern wir uns dem Kern der aktuellen Tragödie, hatte der Westen mit nicht militärischen Lösungen außerhalb Europas auch wenig Glück. Im Mittleren Osten wurde in den vergangenen zwölf Jahren alles durchgespielt: der reguläre Krieg mit Bodentruppen in der riskanten wie auch in der irrwitzigen Variante (Afghanistan und Irak), die kurzfristige, überwiegend luftgestützte Intervention zur Vermeidung eines Massakers (Libyen), die friedliche Teilung eines Landes in einem von den UN moderierten Prozess (Sudan), die Nicht-Intervention trotz unzähliger Toter (Syrien). Darüber hinaus in rascher Folge: Sturz von Diktatoren durch Intervention, Unterstützung von Diktatoren zur Stabilisierung der Region, Unterstützung von Revolten gegen die Diktatoren zur Demokratisierung der Region, keine Unterstützung der Revolten mehr, dafür erneute Unterstützung neuer und alter Diktatoren. Nichts davon hat wirklich gut funktioniert.

In den Jahren nach dem 11. September war unter westlichen Geopolitikern im Vollgefühl der eigenen Macht gern vom außenpolitischen Werkzeugkasten die Rede, aus dem je nach Lage die richtigen Instrumente entnommen werden. Heute muss man sagen: Der Kasten ist ziemlich leer.

Nicht mehr nur die Macht im Staate steht infrage, sondern die Staatlichkeit selbst

Das Ergebnis all dieser Experimente: Im Mittleren Osten wird nicht mehr nur wie üblich mit aller Härte um die Macht in den jeweiligen Staaten gekämpft, die staatlichen Strukturen selbst lösen sich auf. Das gilt für den Irak und Syrien, aber auch für Libyen, ja im Grunde für die gesamte Sahara und Subsahara. Der terroristische Fallout des Mittleren Ostens hat dabei noch zugenommen, und wenn nun der radikalisierte Islam in einer noch unmenschlicheren Gestalt auftritt als 2001 Al-Kaida, so steigert das die westliche Überraschung zur Bestürzung.

Die Ratlosigkeit ist unübersehbar. Mittlerweile werden die Partner des Westens so schnell zu Gegnern, die Gegner zu Feinden und die Feinde wieder zu Partnern, dass Moralpolitik wie Realpolitik weitgehend zuschanden taktiert sind. Um nur die aktuellsten Wendungen zu nehmen, die so abenteuerlich sind, dass man sich kaum traut, sie auszusprechen: Der Westen, mittlerweile sogar die Deutschen, liefern mehr oder weniger direkt Waffen an die bis vor Kurzem noch als Terrororganisation geltende kurdische PKK, um die Terroristen von IS zurückzudrängen. Wenn man die verantwortlichen deutschen Politiker fragt, wohin man die Islamisten denn zurückdränge, dann antworten sie kleinlaut: in den Nordosten Syriens – wo man dann hoffen muss, dass der noch vor einem Jahr als Hauptfeind definierte Baschar al-Assad, assistiert von einem gewissen Wladimir Putin, sie bekämpft. Und dieser Assad dient sich nun sogar als Partner des Westens an, IS zu bekämpfen.

Bei den deutschen Waffenlieferungen verschmelzen Verantwortung und Verzeiflung.

Wenn eine nicht moralische Politik einigermaßen erfolgreich ist, geht das irgendwie. Wenn eine moralische Politik nicht sehr erfolgreich ist, geht das auch. Aber eine amoralische und zugleich erfolglose Politik – das geht auf Dauer nicht.

Obamas außenpolitische Zögerlichkeit kommt nicht aus seinem Charakter

Nun könnte man sich wünschen, dass an all dem eine schlechte westliche Führung schuld ist, am liebsten also die USA, wahlweise der allzu militante George W. Bush oder der zu wenig militante Barack Obama, gern auch beide zusammen. In der Tat hat der amtierende Präsident der westlichen Glaubwürdigkeit schweren Schaden zugefügt, als er Assad eine rote Linie in den Sand zog – keine Giftgasangriffe –, um dann beim Giftgasangriff nicht einzugreifen. Allerdings tat er das nicht, weil er ein Weichei wäre, sondern weil er glaubte, dafür auf längere Sicht keine politische Unterstützung zu bekommen. Viel spricht dafür, dass er die Kriegsmüdigkeit seiner Landsleute richtig einschätzte. Auch David Cameron, der britische Premier, fiel auf die Nase, als er sich vom Unterhaus den Einsatzbefehl gegen Assad holen wollte. Die Zögerlichkeit kommt also nicht nur von ganz oben, sondern auch von unten.

Und sie kommt aus der Sache. Als Hillary Clinton, eine humanitäre Interventionistin, Obama zuletzt vorwarf, er habe IS durch seine zaghafte Unterstützung der gemäßigten syrischen Rebellen erst möglich gemacht, da antwortete ihr der Präsident darauf in der *New York Times*: »Diese Option, wir könnten leicht oder gar schwere Waffen an eine Opposition liefern, die im Grunde aus ehemaligen Ärzten, Apothekern und so weiter bestand, und sie damit in die Lage versetzen, gegen einen gut bewaffneten, von Russland, dem Iran und der kampfgeprobten Hisbollah unterstützten Staat zu kämpfen, die stand nie zur Verfügung.« Das moralisch Zwingende schien ihm militärisch unmöglich.

Wer es ganz, ganz freundlich ausdrücken möchte, der würde sagen: Die atlantisch-europäische Politik befindet sich in einer poststrategischen, postprinzipiellen Phase. Es wäre an der Zeit, dass Interventionisten und Isolationisten, Realisten und Idealisten, Amerikaner und Europäer einander in die Augen sehen und bekennen: Im Moment wissen wir es alle nicht, wir müssen umdenken, anders diskutieren, wir brauchen eine neue außenpolitische Grammatik, in der wir uns dann wieder sinnvoll streiten können.

Zu einer neuen Ehrlichkeit würde auch das Eingeständnis gehören, dass der Westen sich mit Entwicklungen konfrontiert sieht, die er nicht vorausgesehen,

die er unterschätzt oder schlicht noch nicht verstanden hat. Und so sehr man sich hier auch selbst kritisieren kann und soll, so offenkundig ist doch auch: Unglücklicherweise ist der Westen nicht an allem Schuld, leider hat er nicht die Macht, allein durch Selbstverbesserung die Welt zu verbessern.

Russland und die islamischen Staaten haben ein Problem mit Gott

Die Konflikte in Russland und im Mittleren Osten lassen sich schließlich auch als Binnenkonflikte lesen, bei denen die USA und Europa Katalysatoren, Projektions- und Angriffsfläche sind, nicht aber die erste Ursache. Sowohl das orthodox geführte Russland als auch die islamisch geprägten Staaten haben ein Jahrhundertproblem mit der Globalisierung, die ihre Kultur relativiert und ihre Ökonomie bloßstellt, sie haben aber auch, auf ganz unterschiedliche Weise, ein Kardinalproblem mit der Säkularisierung, der fehlenden Trennung von Kirche und Staat oder von Glaube und Politik. Opfermythos und heilige Mission – eigentlich religiöse Topoi und auch nur darin erträglich – werden politisiert und dadurch gewissermaßen scharf gemacht. Lösen lässt sich das nur durch innere Entwicklungen in Russland und in Arabien, die der Westen nicht erzwingen kann.

Nicht ausweichen können die westlichen Gesellschaften allerdings den religiös-ideologischen Angriffen gegen ihre eigene innere Verfasstheit. Etwa so: »Viele euroatlantische Länder (...) verleugnen ihre moralischen Prinzipien und alle traditionellen Identitäten: nationale, kulturelle, religiöse und sogar sexuelle. Sie machen eine Politik, die große Familien gleichstellt mit homosexuellen Partnerschaften, den Glauben an Gott mit dem Glauben an den Teufel.« Das könnte von jedem beliebigen Islamisten stammen, wurde jedoch von Wladimir Putin gesagt, und zwar am 20. September 2013, also lange vor der Eskalation in der Ukraine. Sein moralisches und kulturelles Überlegenheitsgefühl ist nicht die Folge des Ukraine-Konflikts, eher eine seiner Ursachen.

Russischer und islamischer Fundamentalismus attackieren den Westen wirkungsvoll

Russische und islamische Fundamentalisten fühlen sich vom Westen, so wie er heute ist, offenbar bis ins Mark provoziert. So schwul, so libertär, so säkular – und dabei nach wie vor ökonomisch so erfolgreich, das können sie nicht fassen. Die Vorstellung, dass die westlichen Gesellschaften nicht trotz ihrer Toleranz, ihrer Pluralität, ja ihrem ganzen verweichlichten Gehabe so erfolgreich sind, sondern eben deswegen, die ist ihnen komplett wesensfremd. Darum gehen sie irrigerweise vom alsbaldigen Niedergang des Westens aus, ihn anzugreifen lohnt sich also. Hier prallen wirklich Welten aufeinander.

Autoritär geführte Staaten wie China und Russland haben sich überdies propagandistisch weiterentwickelt. Nicht nur, dass sie ihre eigenen Medien recht effizient steuern, sie beeinflussen mit ihren Fernsehsendern, mit Bloggern und über die Sozialen Medien auch die westliche Öffentlichkeit. Das ist eine eminent wichtige Veränderung, weil die Selbstkritik zum Wesen westlicher Gesellschaften gehört, ja einen großen Teil ihrer Stärke ausmacht. Diese Selbstkritik wird nun von anderswoher bösartig verstärkt, sie bekommt dadurch leicht einen selbstzerstörerischen Zug.

Zumal die fundamentalistische Kritik am Westen durchaus nicht immer fundamentalistisch vorgetragen wird, sondern oft intelligent und detailliert. Die autoritären Regime haben für die Kritik am Westen ein einfaches, aber sehr wirksames Passepartout entwickelt, das funktioniert so: Für alle demokratischen Defizite, für alle Arten von Unterdrückung, für Korruption und Zensur, die in den autoritären Staaten systemisch dazugehören, finden sich in den mehr als vierzig westlichen Staaten natürlich jederzeit auch Referenzbeispiele. Dass dies hier Verstöße gegen die eigenen Prinzipien sind, die zumeist geahndet werden, und dort Wesensmerkmale des politischen Systems, wird geschickt verwischt. Wladimir Putin ist ein Meister dieser Art von Kritik und erwischt damit westliche Journalisten und Politiker immer wieder auf dem falschen Fuß. Überhaupt kann man nicht sagen, dass die führenden Politiker diesseits der russischen Grenze darauf bisher gute und vor allem effektive Antworten gefunden hätten. Überdies bedeutet die neue Schwäche des Westens ja keineswegs, dass er seine alte Arroganz schon durchgehend abgelegt hätte, auch das lässt ihn im Rest der Welt

nicht eben überzeugender erscheinen. Wie westliche Staatschefs in den letzten fünfzehn Jahren das Völkerrecht gebogen, teils gebrochen haben, welche Kriegsbegründungen sie gegeben und welche Bündniswechsel sie vollzogen haben, das war schon atemberaubend. Diese Hypothek muss endlich ausgesprochen und angenommen werden, neu handlungsfähig wird der Westen nur eingedenk dieser Schuld, nicht indem er sie beschweigt.

In Ostasien schwindet der westliche Einfluss – zum Nachteil Ostasiens

Die Welt ist für den Westen in den letzten Jahren und beschleunigt in den letzten Monaten eine grundsätzlich andere geworden – dieser Befund wäre grob unvollständig ohne die Veränderungen in Ostasien, die momentan wegen der Dreifachkrise in Europas Cordon sanitaire in den Hintergrund gerückt sind.

Im Jahr 2011 verkündete Barack Obama den sogenannten pivot to Asia, eine strategische Hinwendung der USA zum pazifischen Raum. Die europäischen, insbesondere die deutschen Reaktionen darauf waren ängstlich, ja beleidigt. Würde Europa damit an den Rand der Geschichte gedrängt? Wäre die transatlantische Partnerschaft bald nur noch Folklore? Nichts davon ist eingetreten, weil es in Wirklichkeit keinen ernst zu nehmenden pivot to Asia gab, jedenfalls keinen militärischen, sondern allenfalls einen pivot to America, eine stärkere Besinnung auf das eigene Land. Militärisch hat der amerikanische Einfluss auch in jener Region abgenommen. Das ist einesteils eine Nebenfolge der imperialen Überdehnung im Mittleren Osten und der daraus folgenden breiten Militärverdrossenheit, andererseits logische Konsequenz aus der gewachsenen Stärke Chinas. Immer weniger wird in Ostasien geglaubt, dass die USA den vielen kleinen Nachbarn eines mächtigen und zunehmend machtbewussten China ernstlich zu Hilfe eilen könnten.

Die ostasiatische Machtprojektion der USA schwindet rapide, was der Region alles andere als guttut. Vorerst hat es zu einem Anwachsen des Nationalismus in beinahe allen Staaten der Gegend beigetragen, unter Einschluss allfälliger Grenzstreitigkeiten. Das amerikanische Zurückweichen lässt nun die fatale geopolitische Konstellation in Ostasien wirksam werden: China ist größer und bald auch stärker als alle seine Nachbarn zusammen (Indien spielt eine Sonderrolle,

bleibt eher auf sich bezogen). Man muss sich vorstellen, wie es in Europa aussähe, wenn Deutschland fünfmal so groß und so mächtig wäre, wie es ist, dann hat man die Zukunft Asiens vor Augen – eine Zukunft, die vom Westen nur schwer zu beeinflussen sein wird, jedenfalls nicht durch Hinwendungs- oder Abwendungsbeschlüsse im Weißen Haus.

Ein Gespenst geht um, es ist das Gespenst der Geschichte

Grenzen, das lernen wir in diesen Tagen schmerzlich, sind gefrorene Geschichte. Werden sie verletzt, kehren die alten Monster zurück. Jeder findet dann einen Punkt in der Vergangenheit, in dem seinem eigenen Land oder Volk oder Stamm Unrecht zugefügt wurde, jeder hat eine alte Landkarte zur Hand, die seine Ansprüche auf russische Erde, chinesische Inseln oder heilige Stätten beweist. Grenzen trennen und schützen nicht nur Länder voneinander, sie schirmen auch die Gegenwart vor der Vergangenheit ab. Die Erkenntnis jedoch, dass Grenzen, auch ungerechte, falsch gezogene, allemal besser sind als keine oder umkämpfte, scheint dieser Tage nicht sehr verbreitet.

Ein Gespenst geht um, es ist das Gespenst der Geschichte. Im Mittleren Osten werden die von den Europäern willkürlich und im eigenen Interesse gezogenen Grenzen infrage gestellt, man ist gewissermaßen wieder am Anfang des 20. Jahrhunderts angelangt, zugleich erinnert uns die religiöse Aufladung der Konflikte dort, auch ihre Bestialität, an den Dreißigjährigen Krieg. In der Ukraine kehrt der Kalte Krieg zurück, in Ostasien entsteht mit China als unsaturierter und überstarker Zentralmacht eine Konstellation, die an das Europa vor dem Ersten Weltkrieg erinnert.

Dieses Epochendurcheinander, diese sich ineinanderschiebenden Bilder überfordern zunächst einmal die Politik, die Kommentatoren und Professoren, auch die Bürger im Westen. Niemand muss sich deswegen schämen, das Eingeständnis eigener Schwäche gehört zu unserer postheroischen Kultur. Auch dass die westlichen Demokratien weniger als andere Sklaven ihres eigenen Stolzes sind, könnte sich im Konflikt mit übermännlichen, autoritären Gesellschaften noch als großer Vorteil herausstellen.

Allerdings wird man dabei nicht stehen bleiben können, der Westen kann sich nicht heraushalten, er ist überall schon involviert. Er muss wieder strategiefähig werden, seine Prinzipien neu sortieren. Die Voraussetzungen dafür sind gut. Nach wie vor ist das Bruttoinlandsprodukt der westlichen Staaten mehr als doppelt so groß wie das von Russland und China zusammen, man hat also Macht. Nach wie vor wird im Westen offener diskutiert als überall anders auf der Welt, man wird Lösungen finden.

Darum wird die *ZEIT* in den nächsten Wochen eine internationale Debatte führen: über die veränderte weltpolitische Lage, über die Frage, ob und, wenn ja, wozu es den Westen noch gibt, wie Deutschland mit seiner rapide gewachsenen Verantwortung in Europa, für Europa und für die Länder um die EU herum umgehen soll. Welche westlichen Prinzipien gelten noch, welche haben ausgedient? Wie könnte eine Realpolitik aussehen, die diesen Namen verdient und die nicht immerzu von den Realitäten überholt wird? Gibt es Interessen ohne Ideale?

Was ist uns, nicht zuletzt, das Wort noch wert, das in diesem Text bewusst nicht gefallen ist, weil es in der Außenpolitik zuletzt oft missbraucht wurde: Freiheit?

DIE ZEIT

Nr. 36 vom 28. August 2014



Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren 1943 in Erfurt.

Die Journalistin und Schriftstellerin Barbara Sichtermann kam 1943 als Tochter eines Juristen und einer Künstlerin zur Welt. Sie wuchs in Kiel auf, ging nach dem Abitur zur Schauspielschule und arbeitete am Theater. 1968 begann sie ein Studium in Berlin: Sozialwissenschaften und Volkswirtschaftslehre. Seit fast 40 Jahren arbeitet sie nun als freie Publizistin und Schriftstellerin. Ihre Themen sind Weiblichkeit, Geschlechterfragen, das Leben mit Kindern, Sexualität, Literatur und Medien. Sie setzt sich engagiert für Chancengleichheit von Frauen und Männern ein.

Barbara Sichtermann hat zahlreiche Sachbücher geschrieben, unter anderem den Bestseller »Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten«. Zwei Romane stammen aus ihrer Feder, sie ist regelmäßig für die Wochenzeitung *Die Zeit* und für Radiosender tätig. Mit einer eigenen Kolumne in *Die Zeit* von 1987 bis 2002 machte sie sich einen Namen als Medienkritikerin. Zudem ist sie Mitglied der Jury für den Grimme-Preis.

Für ihre Arbeit wurde sie mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit der Hedwig-Dohm-Urkunde des Journalistinnenbundes sowie dem Luise-Büchner-Preis 2015 für Publizistik.

Barbara Sichtermann lebt mit ihrem Lebenspartner in Berlin. Aus erster Ehe mit dem 1982 verstorbenen Sozialpsychologen Peter Brückner hat sie einen gemeinsamen Sohn, später adoptierte sie zwei weitere Kinder.

»Lachen kann man nicht aufschieben«

Von Bascha Mika

Was wollen Journalisten? Etwas bewegen. Zumindest die Besten unter ihnen haben wohl zweifellos diese Agenda. Sehr genau hinschauen, das Schöne und Hässliche dieser Welt präzise beschreiben und die Verhältnisse helllichtig erklären. Sie wollen Einsichten schaffen und so gesellschaftliche Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten eröffnen. Und wenn sie dann noch sprachlich glänzen und bei aller Ernsthaftigkeit das Unterhaltsame nicht vergessen, haben sie es in unserem Beruf zur Meisterschaft gebracht.

Barbara Sichtermann gehört zu den herausragenden Journalistinnen, von denen hier die Rede ist. Seit Jahrzehnten setzt sie sich mit den Themen Weiblichkeit, Sexualität und Leben mit Kindern auseinander. Sie hat der Medienkritik in Deutschland ein eigenes Gesicht gegeben und ist eine gesuchte Gesprächspartnerin, wenn es um Qualitätsfragen im Fernsehen geht. Und obwohl sie bereits sehr lange im Geschäft ist, haben ihre Themen und Thesen nichts an Aktualität verloren.

Erst wenn die Chancengleichheit von Männern und Frauen tatsächlich erreicht ist, kann die Verschiedenheit ihren Charme entfalten – schreibt Barbara Sichtermann. Und selbst wenn sie häufig von persönlichen Erfahrungen zu ihren Texten angeregt wird, geht es ihr nicht um eine subjektive Perspektive auf die Kampfzone der Geschlechter. Stattdessen hat sie stets das Allgemeingültige im Blick. Messerscharf in der Analyse, entschieden in der Argumentation und witzig in der Beschreibung. Bei ihr geht es darum, das Denken anzuregen und nicht einzuhegen, auch bei feministischen Themen.

Selbstverständlich stellt Barbara Sichtermann dabei ebenso die Männerfrage – spöttisch, spielerisch und voller Empathie. Ihr Anliegen – die Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse – funktioniert nun mal nicht ohne Männer. Altbackene, männerfeindliche Polemiken waren deshalb noch nie ihr Ding.

Tageszeitungen, Wochenblätter, Hörfunk – Barbara Sichtermanns journalistisches Betätigungsfeld ist breit. Und auch als Buchautorin ist sie mit annähernd dreißig Titeln unglaublich produktiv. Dabei hat sie, wie viele ihrer Generation, das Schreiben als Beruf für sich entdeckt, ohne einen klassischen Ausbildungsweg gegangen zu sein. Doch ziemlich sicher haben die Schauspielausbildung ihre Beobachtungsgabe geschärft und das Studium der Sozial- und Volkswirtschaft ihre Analysefähigkeit gefördert.

Schaut man sich ihre Arbeiten an, wird offensichtlich, dass auch das hierzulande verquere Mutterbild ein Lebensthema ist. Mit den Erfahrungen, die sie mit ihrem neugeborenen Kind gemacht und zu Papier gebracht hat, schenkte sie vielen jungen Müttern nicht nur überraschende Erkenntnisse und praktische Hinweise, sondern auch ein gutes Stück mehr Gelassenheit. Barbara Sichtermann entlarvt immer wieder die verkappte deutsche Kinder- und Familienfeindlichkeit und macht gleichzeitig klar, wie sehr sich auch eine Linksintellektuelle für die Mutterschaft begeistern kann. Auf die Frage, wie sie ihren Job auf die Reihe bekommt, obwohl sie doch mehrere Kinder hat – eine Frage, die einem männlichen Journalisten selbstverständlich nie gestellt würde – antwortete sie entspannt: Ohne ihre Kinder könne sie gar nicht schreiben.

»Lachen kann man nicht aufschieben.« Das ist einer der schönsten Sätze von Barbara Sichtermann, den ich kürzlich gelesen habe. In einer ihrer Zeitungskolumnen über komische Frauen im TV. Das passt. Ein Lachen und eine erstaunliche Leichtigkeit begleiten an vielen Stellen die publizistische Arbeit dieser bewundernswerten Journalistin.

Ich wünsche Barbara Sichtermann, dass der Theodor-Wolff-Preis 2015, mit dem sie für ihr Lebenswerk geehrt wird, dieses Lachen vertieft und erhält.

Nah dran – die Nominierten

Theodor-Wolff-Preis

Die Nominierten

Ganz nah am Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis waren 24 Journalisten, die es 2015 bis in die Endauswahl geschafft haben. Die Beiträge sind auf der Homepage www.theodor-wolff-preis.de nachlesbar.

Hatice Akyün: »Ich bin enttäuscht, sauer, stinkwütend«
Der Tagesspiegel, 2. April 2014

Wolfgang Bauer: »Vor uns liegt das Glück«
Zeit Magazin, 28. Mai 2014

Patrick Bauer: »Nass und Gewalt«
Süddeutsche Zeitung Magazin, 12. September 2014

Annika Fischer: »Kinder des Krieges: Der Doktor heilt die Wunden, das Dorf die Seele«
Westdeutsche Allgemeine Zeitung, 21. Oktober 2014

Veronica Frenzel: »Die Heimsuchung«
Der Tagesspiegel, 1. März 2014

Tobias Haber: »Sonst noch was?«
Süddeutsche Zeitung Magazin, 25. April 2014

Alexander Hagelüken und Lorenz Wagner: »Freut euch nicht zu früh«
Süddeutsche Zeitung Magazin, 21. März 2014

Volker ter Haseborg: »Der Mann, den niemand vermisste«
Hamburger Abendblatt, 12. Juli 2014

David Hugendick und Ulrich Stock: »Alles gut geregelt«
Die Zeit, 8. Mai 2014

Wolfgang Kaes: »Der mysteriöse Tod des 19-jährigen Henrik Bleck«
General-Anzeiger Bonn, 20. Oktober 2014

Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

Martin Lutz und Uwe Müller: »Das Kartell der Staatsplünderer – Die politischen Stiftungen der Parteien«
Welt am Sonntag, 5. Oktober 2014

Matthias Matussek: »Kindheit im Kohlenstaub«
Die Welt, 25. Mai 2014

Yassin Musharbash: »Der Terror und ich«
Die Zeit, 28. Mai 2014

Doreen Reinhard: »Ein Knall, dann Totenstille«
Sächsische Zeitung, 24. November 2014

Nicole Schmidt: »Sie ist da und irgendwie ist sie es auch nicht«
Gelnhäuser Neue Zeitung, 1. November 2014

Ulrich Schulte: »Einmarsch der Roboter«
taz.am wochenende, 14. Juni 2014

Hajo Schumacher und Benjamin von Stuckrad-Barre:
»Und das ist auch schlecht so«
Die Welt, 7. Dezember 2014

Jakob Strobel y Serra: »Feiert Orgien mit Messer und Gabel«
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12. Juli 2014

Lea Thies: »Die Rumänen sind längst da«
Augsburger Allgemeine, 8. Februar 2014

Christian Unger: »Wie ein Hamburger in den ›Heiligen Krieg‹ zog«
Hamburger Abendblatt, 15. November 2014

Stefan Willeke: »König Jochen«
Die Zeit, 31. Juli 2014

Xifan Yang: »Deutschstunde«
Süddeutsche Zeitung Magazin, 9. Mai 2014

Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2015 wurden 375 Texte aus folgenden Zeitungen eingereicht:

Aachener Nachrichten

Aachener Zeitung

Allgemeine Zeitung Mainz

Augsburger Allgemeine

Badische Zeitung

Berliner Morgenpost

Berliner Zeitung

Bild

Bild am Sonntag

Braunschweiger Zeitung

Darmstädter Echo

Der Freitag

Der Tagesspiegel

Die Welt

Die Zeit

Die Zeit/Christ&Welt

dpa Basisdienst

Emdener Zeitung

Eblinger Zeitung

Euro am Sonntag

Frankenpost

Frankfurter Allgemeine Zeitung

*Frankfurter Allgemeine
Sonntagszeitung*

Frankfurter Rundschau

Freie Presse

Gelnhäuser Neue Zeitung

General-Anzeiger Bonn

Gmünder Tagespost

Hamburger Abendblatt

Hamburger Morgenpost

Handelsblatt

Hildesheimer Allgemeine

Hohenloher Tagblatt

Ibbenbüerer Volkszeitung

Kölner Stadt-Anzeiger

Lüdenscheider Nachrichten

Main Echo

Main-Post

Mannheimer Morgen

Märkische Allgemeine

Mitteldeutsche Zeitung

Münstersche Zeitung

Neue Osnabrücker Zeitung

Neue Ruhr Zeitung

Nordfriesland-Tageblatt

Nordwest-Zeitung

Oberhessische Presse

Ostsee-Zeitung/

Lübecker Nachrichten

Passauer Neue Presse

Reutlinger General-Anzeiger

Rhein-Zeitung

Rhein-Neckar-Zeitung

Ruhr Nachrichten

Saarbrücker Zeitung

Sächsische Zeitung

Schleswiger Nachrichten

Sindelfinger Zeitung

Sonntaz

Stuttgarter Zeitung

Süddeutsche Zeitung

Südkurier

Südwest Presse

SZ Magazin

taz – die tageszeitung

Thüringer Allgemeine

Vilsbiburger Zeitung

Waiblinger Kreiszeitung

Welt am Sonntag

Weser-Kurier

Westdeutsche Zeitung

Westfalenpost

Zeit Magazin

Zollern-Alb-Kurier

Preisträger 1962 bis 2015

Preisträger 1962 bis 2015

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen
 Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*
 Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*
 Erich Helmensdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 und *Augsburger Allgemeine*
 Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
 Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart
 Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg
 Dr. Johannes Gaitanides, *Münchner Merkur*
 Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg
 Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*
 Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg
 und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz
 Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*
 Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*
 Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim
 Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart
 Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf
 Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München
 Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*
 Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*
 Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg
 Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin
 Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg
 Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)
 Heinz Held, freier Journalist, Köln
 Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg
 Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg
 Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
 Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg
 Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
 Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg
 Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
 Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*
 Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin
 Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg
 Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg
 Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
 Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg
 Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
 Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg
 Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf
 und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*
 Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg
 Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg
 Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*
 Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg
 Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*
 George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*
 Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg
 Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg
 Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg
 Martin Bernstorff, *Christ und Welt*, Stuttgart
 Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
 Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg
 Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf
 Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg
 Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg
 Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
 Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*
 Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Westfalenpost, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,
Kölnische Rundschau

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York
 Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg
 Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*
 Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg
 Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg
 Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
 Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz
 Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg
 Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen
 Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*
 Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg
 Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*
 Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
 Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
 Hans Baumann, *Die Welt*, Essen
 Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg
 Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*
 Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris
 Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
 Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer
 Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*
 Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf
 Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg
 Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart
 Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg
 Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg
 Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*
 Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
 Bruno Manz, *Münchner Merkur*
 Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg
 Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
 Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin
 Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg
 Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
 Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
 Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*
 Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*
 Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg
 Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*
 Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
 Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin
 Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg
 Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*
 Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*
 Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*
 Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde
 Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn
 Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Albert Müller, *Die Welt*, Bonn
 Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf
 Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn
 Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg
 Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin
 Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
 Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*
 Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn

1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg
 Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
 Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg
 Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg
 Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*
 Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*
 Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
 Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe
 Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn
 Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*
 Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa
 Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
 Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall
 Kersten Boeer, *Die Welt*, Bonn
 Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn
 Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*
 Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen
 Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*
 Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*
 Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*
 Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*
 Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen
 Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg
 Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*
 Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*
 Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg
 Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn
 Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim
 Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*
 Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn
 Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*
 Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*
 Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*
 Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim
 Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg
 Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*
 Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*
 Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*
 Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*
 Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*
 Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch
 Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz
 Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf
 Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf
 Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*
 Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*
 Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm
 Knut Teske, *Die Welt*, Bonn
 Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*
 Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim
 Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn
 Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*
 Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf
 Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau
 Werner Meyer, *Abendzeitung*, München
 Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*
 Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg
 Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg
 Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*
 Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
 Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
 Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
 Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof
 Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*
 Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn
 Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg
 Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin
 Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera
 Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl
 Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg
 Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*
 Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz
 Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*
 Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg
 Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin
 Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*
 Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn
 Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld
 Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*
 Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995
 Alexander Osang, *Berliner Zeitung*
 Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder
 Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn
 Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*
 Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof
 Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*
 Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996
 Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*
 Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz
 Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin
 Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg
 Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg
 Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
 Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997
 Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg
 Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*
 Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*
 Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm
 Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)

1998
 Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*
 Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen
 Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld
 Andreas König, *Havelberger Volksstimme*
 Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999
 Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden
 Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg
 Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*
 Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen
 Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000
 Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*
 Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg
 Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*
 Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*
 Mario Vigil, *Badische Zeitung*, Freiburg
 Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin
 Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*
 Thilo Knott, *EBlinger Zeitung*
 Michael Thiem, *EBlinger Zeitung*
 Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*
 Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam
 Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*
 Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*
 Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin
 Irena Brežná, *Freitag*, Berlin
 Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*
 Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin
 Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Birgit Walter, *Berliner Zeitung*
 Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*
 Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten
 Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*
 Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg
 Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin
 Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*
 Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg
 Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg
 Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin
 Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*
 Maxim Leo, *Berliner Zeitung*
 Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg
 Jens Voitel, *Emder Zeitung*
 Christine Kröger, *Weser-Kurier*
 Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin
 Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin
 Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Marlon Gego, *Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten*
 Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*
 Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg
 Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*
 Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen
 Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg
 Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*
 Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg
 Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*
 Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*
 Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*
 Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*
 Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz
 Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*
 Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*
 Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin
 Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg
 Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*, Lilienthal
 Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*
 Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München
 Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag*, Berlin
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung*, München
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*
Andrea Jeska, *Die Zeit*, Hamburg
Kai Müller, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund
Rudi Kübler und Christine Liebhardt, *Südwest Presse Online*, Ulm
Roland Schulz, *SZ Magazin*, München
Konrad Schuller, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*
Bernd Ulrich, *Die Zeit*, Hamburg
Barbara Sichtermann (Lebenswerk)

Das Kuratorium

Hermann Neusser (Vorsitzender),
Verleger, *General-Anzeiger*, Bonn

Dr. Thomas Löffelholz,
Publizist, Berlin

Prof. Bascha Mika,
Chefredakteurin *Frankfurter Rundschau*

Heinrich Meyer,
Herausgeber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der
Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover

Franz Sommerfeld,
Publizist, Berlin

Prof. Dr. Bernd Söseemann,
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springenguth,
Publizist und Kommunikationsberater, Münster

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte,
Axel Springer Stiftung, Berlin

Rolf Terheyden,
Herausgeber *Bocholter Borkener Volksblatt*

Die Jury

Nikolaus Blome,
Journalist und Buchautor, Berlin

Wolfgang Büscher,
Autor, *Die Welt*, Berlin

Dr. Markus Günther,
Autor, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Peter Stefan Herbst,
Chefredakteur, *Saarbrücker Zeitung*

Christian Lindner,
Chefredakteur, *Rhein-Zeitung*, Koblenz

Lorenz Maroldt,
Chefredakteur, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Prof. Bernd Mathieu,
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Annette Ramelsberger,
Gerichtsreporterin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordula von Wysocki,
Mitglied der Chefredaktion, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt:

Hans-Joachim Fuhrmann, Geschäftsführer des Kuratoriums

Theodor-Wolff-Preis, Berlin

Redaktion: Juliane Gringer, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Titelgestaltung: Gudrun Haberkern, Berlin

Fotos: Tilman Abegg (Seite 43), Lars Schwerdtfeger (Seite 57),

Vera Tammen (Seite 93).

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim

